

Nexus

STUDENTISCHE ZEITSCHRIFT DES SEMINARS
FÜR KLASSISCHE PHILOLOGIE AN DER RUB



Impressum

Herausgeber:

Fachschaft Klassische Philologie RUB
Adresse: GB 2/147
Universitätsstr. 150
44801 Bochum
Telefon: +49 (0)234/32-23894
Email: fr-klassphil@rub.de

Verantwortliche Redakteurinnen und Redakteure (Vi.S.d.P.):

Julia Jennifer Beine (Antike interdisziplinär; Rezensionen und Vorstellungen), Jonathan Hartmann (Wissenschaft und Forschung), Robert Queckenberg (Antike (inter-)national), Tim Reschop (Personen am Seminar), Ayse Topcu (Perspektiven; Vermischtes), Caroline Wahl (Fachdidaktik; Panorama)

Kontakt zu allen Redakteurinnen und Redakteuren:

Adresse:
GB 2/147
Universitätsstr. 150
44801 Bochum
Telefon: +49 (0)234/32-23894
Email: nexus@rub.de

Mitarbeit:

Luisa Becker, Joana Kadir, Tobias Linke, Christoph Schülke

Satz:

Ina Bunge

Titelbild:

Julia Kirschke (Graphik), Julia Jennifer Beine und Joana Kadir (Konzept)

Online Ausgabe

Erscheinungsweise:

Halbjährlich

ISSN: 2365-6603

Rechtliche Hinweise:

Die Verwendung aller Inhalte und insbesondere der Abdruck sowie die kommerzielle Verwendung in Printpublikationen oder im Internet bedürfen der ausdrücklichen Zustimmung der RechteinhaberInnen und AutorInnen. Die Meinungen, die in den Artikeln zum Ausdruck kommen, spiegeln nicht unbedingt die Ansichten der Redaktion wider.

Bildrechte:

S. 1: Illustration © Julia Kirschke. S. 4, 5, 61, 62: Kaiserthermen Trier © GDKE-Rheinisches Landesmuseum Trier, Thomas Zühmer. S. 7: Foto Polyphemgruppe © Kunstsammlungen der Ruhr-Uni Bochum, Antikenmuseum; Foto: M. Benecke. S. 12: Gruppenfoto © Reinhold Gleis. S. 14: Cover Technik in der Antike © Theiss Verlag / WBG. S. 18: Cover Autorenlexikon © Harrassowitz Verlag 2017. S. 18: Cover Werkelexikon © Harrassowitz Verlag 2017. S. 20: Fotos Schulschale © bpk / Antikensammlung, Staatliche Museen zu Berlin / Johannes Laurentius. S. 25: Foto Campus McGill University © McGill University. S. 28: Cover Atalante Band 8 © Splitter Verlag. S. 28: Cover Asterix in Italien ASTERIX®-OBELIX®- IDEFIX® / © 2017 LES EDITIONS ALBERT RENE / GOSCINNY – UDERZO (www.egmont.de). S. 29: Foto Inszenierung Düsseldorf: Chor © Thomas Rabsch. S. 30: Foto Inszenierung Düsseldorf: Cassandra © Thomas Rabsch. S. 31: Foto Inszenierung Bochum: Ensemble © Birgit Hupfeld. S. 31: Foto Inszenierung Bochum: Aigisth, Klytaimestra und Orest © Birgit Hupfeld. S. 33: Foto Orest und Klytaimestra © Birgit Hupfeld. S. 34: Foto Orest und Erinnye © Birgit Hupfeld. S. 34: Foto Erinnye und Apoll © Birgit Hupfeld. S. 38: Abbildung 2 © Vandenhoeck&Ruprecht. S. 38: Abbildung 3 © Vandenhoeck&Ruprecht. S. 39: Abbildung 4 © Vandenhoeck&Ruprecht. S. 41: Tagungsablauf © Bildungsministerium Rheinland-Pfalz. S. 43: Postkarte © RUB-Guides Postkarte. S. 45: Foto © Els van der Wal. S. 48: Foto © Julia Jennifer Beine. S. 54: Foto © Helmut Heesen vom Verkehrs- und Verschönerungsverein Lobberich.

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

auch für die sechste Ausgabe von *Nexus* haben wir uns nicht vom Winterschlaf übermannen lassen, sodass wir euch nun eine ganze Reihe von spannenden Beiträgen präsentieren können.

Das Ressort *Wissenschaft und Forschung* steht diesmal ganz im Zeichen der Dichtung: Zunächst setzt Silvio Bär seine Reihe von Artikeln zum griechischen Epos fort. Außerdem berichten Studierende von einem Forschungsworkshop, bei dem es darum gegangen ist, auf Latein zu dichten. Zuletzt fasst Johannes Kalde für uns einen Vortrag über lateinische Lehrdichtung der Frühen Neuzeit zusammen, den Martin Korenjak im November in Bochum gehalten hat.

In *Rezensionen und Vorstellungen* werden dieses Mal vor allem Freunde antiker Technik und frühneuzeitlicher Rhetorik fündig, während es in *Antike interdisziplinär* diesmal um das Thema Bildung geht: Laura Martena erklärt in ihrem Artikel, wieso die Wiege der Pädagogik im antiken Athen zu finden ist und wie der Unterricht damals ausgesehen hat. Auch das bekannte Museion in Alexandria scheint erstaunliche Ähnlichkeiten mit einer modernen Universität aufzuweisen – oder etwa nicht? Udo Reinhold Jeck liefert Antworten auf diese Frage.

Premiere feiert in dieser Ausgabe von *Nexus* unser neues Ressort *Antike (inter-)national*; hier soll vor allem der Dialog zwischen verschiedenen Universitäten in Deutschland und der Welt vorgestellt, aber auch gefördert werden. In diesem Sinne berichtet Zoë Poole (Montreal), wie ein Studienaufenthalt in Oslo ihr die antike Mythologie nähergebracht hat.

Arnold Bärtschis Kolumne in *Panorama* befasst sich dieses Mal mit der Rezeption von Amazonenfiguren; zudem wird der neue *Asterix*-Band vorgestellt. Der ein oder andere mag es schon erfahren haben: Aischylos' *Orestie* hat im November Premiere im Schauspielhaus Bochum gefeiert – wir berichten natürlich davon! Wie Latein und Griechisch auch in Sachen Marketing zum Einsatz kommen und welches Kopfzerbrechen dies manchmal bereiten kann, zeigt uns Lorenzo di Maggio in seiner Glosse.

Übersetzen und Verstehen gehören zusammen – wie oft haben Studierende das in ihren Übersetzungsübungen schon gehört? Doch natürlich trifft man dieses Problem auch im Lateinunterricht an der Schule an; Lena Florian stellt uns ihre Untersuchungen zu diesem Thema im Ressort *Fachdidaktik* vor. Außerdem berichtet Stephanie Natzel-Glei von einer Tagung zur Didaktik der lateinischen Sprache und Caroline Wahl stellt in ihrer Kolumne die RUB-Guides vor, die bei dem Übergang von der Schule zur Universität Unterstützung leisten.

In *Personen am Seminar* haben wir Jan Bloemendal interviewt und mit Theodor Lindken gesprochen, der nach langer Lehrtätigkeit nun seinen wohlverdienten Ruhestand antritt. Zum Schluss berichtet Gerd Allesch in *Perspektiven*, warum man auch heute noch lateinische Schmähdgedichte im Stile Catulls schreiben kann. Am Ende der Ausgabe findet sich auch diesmal wieder ein Sudoku für zwischendurch; außerdem haben wir wieder viele Veranstaltungshinweise für euch, damit auch nach der Beendigung der Lektüre dieser Ausgabe garantiert keine Langeweile aufkommt!

Zuletzt möchten wir uns ganz herzlich bei allen Autorinnen und Autoren und allen weiteren Personen, die uns bei dieser Ausgabe unterstützt haben, bedanken. Wir freuen uns sehr über die Aufnahme in die Förderlinie für studentische Initiativprojekte an der RUB durch inSTUDIES und über die dortige Unterstützung. Wir hoffen, auch für die nächste Ausgabe zahlreiche Einsendungen und Anregungen sowie Unterstützung zu erhalten und wünschen bis dahin viel Spaß bei der Lektüre! Übrigens: Die drei besten eingesendeten studentischen Artikel werden mit einem Buchgutschein (freundlicherweise von inSTUDIES gestellt) prämiert!

Eure *Nexus*-Redaktion

Inhaltsverzeichnis

WISSENSCHAFT UND FORSCHUNG

- Greek Epic from Homer to Katzantzakis: An Introduction and Overview
von Silvio Bär S. 6
- Epistula Uxoris – Ovids Ehefrau an den verbannten Dichter
Ein Projektbericht von Reinhold F. Glei, Katrin Grothus, Niklas Gutt,
Jonathan Hartmann, Tobias Nitschke und Vincent Vogelsang S. 10
- Martin Korenjak: *Obscura de re lucida carmina*
Lateinische Lehrepik und die wissenschaftliche Revolution
Ein Vortragsbericht von Johannes Kalde S. 13

REZENSIONEN UND VORSTELLUNGEN

- Von den technischen Wundern der Antike
Eine Buchrezension von Arnold Bärtschi S. 14
- Rhetorik in der Frühen Neuzeit
Ein Einblick in die Theorie der Redekunst in Deutschland in den Jahren 1450–1700
Eine Buchvorstellung von Mirka Philipps S. 17

ANTIKE INTERDISZIPLINÄR

- Philosophie als Paideia: Lehren und Lernen in Athen
Ein Essay von Laura Martena S. 19
- Das Alexandria-Projekt und die Folgen
Das Museion als interkulturelles und mediengestütztes Wissenszentrum
von Udo Reinhold Jeck S. 22

ANTIKE (INTER-)NATIONAL

- My Pathway To Classics
A Personal Account by Zoë Poole S. 25

PANORAMA

- Quid novi?* Antikerezeption in Film, Comics und Videospielen
Eine Kolumne von Arnold Bärtschi S. 26
- Die *Orestie* in Düsseldorf und in Bochum
Ein Vergleich zweier Inszenierungen von Hellmut Flashar S. 29
- Im Gespräch über die *Orestie*
Die Fachschaft der Klassischen Philologie an der RUB zu Gast im Schauspielhaus
von der *Nexus*-Redaktion S. 32

Inhaltsverzeichnis

PANORAMA

- „Mit dem Latein am Anfang“ ? – Alte Sprachen als Marketinginstrument S. 35
Eine Glosse von Lorenzo di Maggio

FACHDIDAKTIK

- Übersetzen oder Verstehen? – Wie Schüler*innen einen lateinischen Text verstehen S. 37
von Lena Florian

- Perspektiven für den Lateinunterricht – S. 40
Tagung der Fachdidaktikerinnen und Fachdidaktiker
Ein Bericht von Stephanie Natzel-Glei

- Nexus* meets Schule S. 42
Eine Kolumne von Caroline Wahl

PERSPEKTIVEN

- Zornige junge Männer und lateinische Poesie S. 43
Gerd Allesch (Gerardus Alesius)
über die Wirkung von Catull und Horaz und den Weg zur Gelassenheit

PERSONEN AM SEMINAR

- Ad personam ... Jan Bloemendal S. 45

- Vale, Theodore!* S. 46
Ein Interview mit Theodor Lindken
von Tim Reschop

- „Wir wollen die Mischwesen in der Popkultur betrachten“ S. 51
Ein Interview mit Burkhard Reis und Manuel Baumbach über die
Veranstaltungsreihe „Mischwesen“ im *BlueSquare*
von Stefan Antrecht

- Ausgezeichnet für's Lebenswerk S. 54
Prof. Dr. Hellmut Flashar erhält den Werner-Jaeger-Preis
Ein Bericht von Tim Reschop

VERMISCHTES

- Rätselseite S. 55
Quid faciam? S. 56

- KORREKTUREN S. 60

Greek Epic from Homer to Kazantzakis: An Introduction and Overview

Part 2: Homer, Hesiod, and Apollonius of Rhodes

VON SILVIO BÄR

Epic is not only the oldest genre in Greek literature, it is also the most persistent and the most influential. Epic frames ancient Greek literary history with Homer's *Iliad* and Nonnus' *Dionysiaca*; it is revived again in the Byzantine period by John Tzetzes, and in the 20th century by Nikos Kazantzakis. This article provides an overview of the origins, history and development, and cultural significance of Greek epic from its earliest attestations to the modern period.¹

The founding father of Greek epic: Homer

He has been mentioned and quoted several times already, yet not properly introduced: Homer. As we have seen, Homer marks the turning point in the transition of the Greek culture from an illiterate to a literate society, no matter how we relate the Greek alphabet and Homer's epics to one another in detail. Today, Homer is normally regarded as the author of the two epic poems the *Iliad* and the *Odyssey* by the general public; however, the majority of Classics scholars are actually of the opinion that the author of the *Odyssey* was a disciple of the author of the *Iliad*, who lived one or even two generations later.² In antiquity, however, there was, for the most part, no doubt that Homer as a person had existed and that he had composed both the *Iliad* and the *Odyssey* – as well as a number of other poems such as the *Homeric Hymns*, the *Batrachomyomachia* (“The Battle of Frogs and Mice”), and the *Margites* (a mock-epic about an exceedingly stupid man). In a similar vein, Homer was also the subject of numerous bibliographical writings; he was, to use a modern analogy, a celebrity throughout antiquity, and as is the case with celebrities, people were often more interested in his personal life than in his actual achievements. The result was the prolific production of biographies on Homer. The information about the author, though, was for the most part derived from seemingly autobiographical information in his epics, and the actual biographical value of these works therefore amounts to practically nothing.³

However, even the severest scholarly dissection of Homer does not impinge on the invaluable literary quality of the two epics that have been classics since antiquity, and remain so to this day: the *Iliad* and the *Odyssey*.

Both poems are set within the wider frame of the story of the Trojan War – the armed conflict between the united Greeks (or Ἀχαιοί [*Achaioi*], as Homer would typically have called them) and the Trojans which arose because Paris, a prince of Troy, had abducted Helen, the most beautiful woman in the world, who, unfortunately, was already married to Menelaus, the king of Sparta and the brother of the influential military leader Agamemnon, king of Mycene. The entire conflict, which for the most part consists of static warfare (the Greeks camping in front of the city of Troy, trying occasionally – but without success – to capture the city), lasts ten years and finally ends when Odysseus has the ingenious idea of taking the city not by violence, but by trickery, as a result of which the well-known ruse of the Wooden Horse is implemented. The *Iliad*, however, is not a full-scale chronological renarration of the entire Trojan War; rather, it focuses on a relatively short incidence towards the end of the war, when Achilles, the principal Greek hero, gets into an acrimonious conflict with Agamemnon, the commanding officer of the Greek forces, who publicly insults and humiliates Achilles. As a result, Achilles refuses to fight; consequently, Hector, Paris' brother and the bravest Trojan hero, is almost able to set the Greek ships on fire and thus destroy the Greek forces. It is only when Achilles' intimate friend Patroclus is killed by Hector that Achilles finally resumes combat in order to avenge his friend and subsequently kills Hector and many other Trojans in a virtual bloodlust.

However, despite all the bloodshed, the *Iliad* in its very essence is not about war; rather, the war acts as the background, the setting, the scenery. At the heart of this epic lies the interpersonal conflict between Agamemnon and Achilles, Achilles' resulting outburst, and his subsequent withdrawal from battle with all its devastating consequences. In other words, the beginning of recorded Greek literature (and, thus, the beginning of Western narrative) starts off with a heavy blow consisting of wrath, anger, and rage – perhaps the strongest emotion after love. The *Iliad*'s principal leitmotif is, then, the evolution and the final abandonment of Achilles' anger; killing his deadly enemy Hector does not appease him, and it is only at the very end of the epic, when Priam, Hector's father, begs Achilles to release his son's corpse for burial that Achilles finally finds peace (*Il.* 24.507–512):

ὣς φάτο, τῷ δ' ἄρα πατὴρὸς ὑφ' ἴμερον ὤρσε γόοιο:
 ἀνάμενος δ' ἄρα χειρὸς ἀπόσαστο ἦκα γέροντα.
 τῷ δὲ μνησαμένω ὃ μὲν Ἴκτορος ἀνδροφόνιο
 κλαῖ' ἀδινὰ προπάροιθε ποδῶν Ἀχιλλῆος ἔλυσθεις, 510
 αὐτὰρ Ἀχιλλεὺς κλαῖεν ἐὼν πατέρ', ἄλλοτε δ' αὖτε
 Πάτροκλον· τῶν δὲ στοναχὴ κατὰ δώματ' ὀρώρει.

So he spoke, and stirred in the other a passion of grieving for his own father. He took the old man's hand and pushed him gently away, and the two remembered, as Priam sat huddled at the feet of Achilles and wept close for manslaughtering Hektor and Achilles wept now for his own father, now again for Patroklos. The sound of their mourning moved in the house.⁴

In the face of the aged father of his most despised enemy, Achilles recognises his own father, whom he will never see again; in their mutual grief over the loss of their beloved ones, Priam and Achilles recognise their shared humanity and thus (temporarily) put aside their enmity. For the first time, Achilles shows true compassion; he agrees to release Hector's dead body, and in so doing he is also able to finally let go of his anger. The beginning of Greek literature is thus characterised by what modern social psychology would call 'shared grief work', as a result of which all the negative emotions – anger, hatred, embitterment – are overcome.



Odysseus and his companions are blinding the Cyclops Polyphemus

How very different in tone and content is the *Odyssey*! Odysseus, a Greek hero at Troy and, most famously, the inventor of the Wooden Horse, is destined not to return home after the war for another ten years, during which time he survives numerous adventures before finally reinstalling himself as the king of his home, the island of Ithaca, and reuniting with his wife Penelope – but not before he has killed all his wife's suitors, who had been besieging his palace in the vain hope of marrying Penelope and becoming the new king of Ithaca. Whereas the *Iliad* needs a long breath in order to be read from beginning to end, the *Odyssey* goes down as smooth as silk; it is, simply put, the first piece of high-quality entertainment that Greek literature has to offer. Many of the adventures that Odysseus experiences

bear a close resemblance to fairy tale and folktale stories;⁵ Odysseus encounters, for example, the giant and ogre Polyphemus (who almost devours Odysseus), the sorceress Circe (who transforms Odysseus' comrades into pigs), and the young beautiful princess Nausicaa (whose heart Odysseus breaks). Aside from the entertaining content, part of the *Odyssey's* fun factor goes along with the intriguing narrative technique that Homer employs: instead of telling the entire story from beginning to end in a straightforward manner, the author has Odysseus tell parts of his adventures in first-person narration. This happens at the royal court of the Phaeacians where Odysseus is inspired by the singer Demodocus (cf. above). Thus, Odysseus becomes a mirror image of the Homeric narrator himself.

Yet, the *Odyssey* is more than just a series of entertaining episodes. Odysseus' journey and his eventual homecoming is, ultimately, a story of a man's journey to find himself. In other words, the *Odyssey* can be regarded as the prototypical *Bildungsroman*. In order to reunite with his wife and to regain control over his kingdom, he first has to lose everything – his ships, his belongings, his comrades; on several occasions, he is compelled even to disguise his true identity and to masquerade as someone else. Once in Ithaca, he gradually regains what he has lost and reveals himself step by step: first to an old swineherd, then to his son, the suitors (all of whom he kills), his wife, and, finally, to his old father. As mentioned above, in the *Iliad* Achilles recognises his own aged father through the face of Priam, the father of his enemy Hector; in the *Odyssey*, the reunion between father and son (something that was not granted to Achilles) comes as an equivalent, also in the last Book. The motif of recognition, reunification and compassion between father and son is thus a motif which is highlighted in both Homeric epics – each in its own, idiosyncratic way.

The man in the shadow of Homer: Hesiod

There can be no doubt that Homer remained the principal model for all later epic authors throughout antiquity – and beyond. More than that, Homer was virtually considered the father not only of literature, but also of all knowledge, wisdom, and education; in later periods (beginning with Herodotus in the fifth century B.C.), the so-called 'Panhellenic idea' (that is, the idea that all the Greeks were united by a common cultural heritage despite the fact that no Greek empire existed) was regularly traced back to Homer and the depiction of the united Greek forces in the *Iliad*. In the shadow of Homer, though, there is another epic poet who lived and wrote slightly later, but still clearly belongs to the archaic age, and deserves more attention than he normally receives: Hesiod. Like Homer, Hesiod was

credited as the author of numerous epic poems in antiquity; here I will focus on his two most important works: the *Theogony* and the *Works and Days*. The *Theogony* is a description of the origins and evolution of the cosmos, the gods and the divine order from the very beginning until Hesiod's own days; Zeus, the father of gods and men, is depicted as the final and eternal ruler over the world, so much so that the entire *Theogony* can ultimately be read as an extensive hymn to Zeus. In the *Works and Days*, then, tone and content are very different: while the *Theogony* is primarily concerned with the divine sphere, the *Works and Days* focuses on law and order among humans. General ethical questions about how a good life should be led, how humans should behave towards their fellow men as well as towards the gods, and reflections on the idea of justice and righteousness make the *Works and Days* an almost philosophical text. In addition to this, in the second part the *Works and Days* presents a kind of poetically sublimated 'farmers' almanac', with precise advice on practical issues such as farming and sailing, but also ritual and religious prescriptions. Thus, Hesiod is the father of an important subgenre of epic poetry that was to make a career in antiquity and far beyond through the Middle Ages until, roughly, the 18th century: didactic epic, a type of epic poetry which combines the grandeur of epic style with a content that is less narrative, but, rather, provides information and advice on any given topic (and thus teaches its readers).⁶

Whereas Homer's world is that of the great heroes of the past, a world of and for the upper class, Hesiod's world is that of the common people, the farmers, those who are compelled to do hard physical labour in order to make a living. It is, however, not only this that separates the two poets; even more than that, the style of narration is very different. In a nutshell, Homeric storytelling is very much the type of storytelling to which we are used – that is, in essence, the (chrono-)logical narration of sequential and causally interrelated events. With a fair amount of generalisation, it can be argued that the Western paradigm of storytelling as we know it (but which is much less universal than we tend to think) is, essentially, inherited from the Homeric epics (and filtered through the lenses of Aristotle [4th century B. C.], whose treatise *The Poetics* is the founding document of literary theory).⁷ Hesiodic narration, in contrast, is characterised by a much looser internal structure; (chrono-)logical sequence is, to a large extent, absent and thus leads to what Lowe (2000, 82) calls "a bewilderingly different experience from that of the [Homeric] epics"; large parts of the text are occupied by so-called 'catalogue poetry', that is, a list-like enumeration of names or data; direct speech is as good as absent.⁸ These fundamental differences

may be partly due to the fact that Hesiod's epics were heavily influenced by West Asiatic/Near Eastern sources, for example from the Hittite Empire or Babylonia.⁹ Leaving this aspect aside, Hesiod and Homer simply represent two fundamentally different methods of storytelling, and although both epicists remained canonical throughout antiquity, the Homeric type of narration became widespread and paradigmatic whereas the Hesiodic style decreased in popularity and was left behind.

Defying repetition, defying heroism: Apollonius of Rhodes

After the invention of the alphabet, the art and tradition of improvised oral epic was gradually lost. Simultaneously, the performance of epics that were fixed and available in written form persisted throughout the fifth and fourth centuries B. C.; the term used for performers of these epics was *ῥαψωδός* (*rhapsodós*, literally "sewer of songs").¹⁰ However, it is only in the Hellenistic period that epic poetry was truly revived and revitalised. The Greek world, and the situation of literary production and performance, had changed fundamentally in the meantime. Other than the literary production of the archaic and classical ages, Hellenistic literature became, for the first time in Greek literary history, a purely bookish matter – private reading had replaced public performance. Furthermore, literature was no longer for the masses (in contrast, the Homeric *aidós* Demodocus, although performing at a royal court, would also have entertained the general public); rather, the ideal became the 'learned poet' who was a scholar, an antiquarian, and an elitist poet at the same time.¹¹

In this context, Apollonius of Rhodes (first half of the third century B. C.) arises as a new star in the epic sky. His epic poem the *Argonautica* describes the voyage of the Argonauts, led by Jason in order to fetch the Golden Fleece from Colchis on the coast of the Black Sea (on which occasion he falls in love with Medea, a princess and sorceress whom he then marries and takes home), in four books and a total of 5832 lines. Thus, the *Argonautica* is considerably shorter than the two Homeric epics, but the range of vocabulary used is much broader; and, other than in the Homeric epics, Apollonius hardly ever repeats the same word, the same set phrase (formula), or even an entire line – which was common practice in the Homeric epics and was, as demonstrated above, due to the oral origins of epic improvisation. For Apollonius, this tradition was long gone and, most probably, forgotten, and although the *Argonautica* breathes the spirit of Homer all over the place, the idea of Homeric repetition and improvisation would have been completely alien to Apollonius.¹² Thus, the *Argonautica* is an instructive

example of a core feature of Hellenistic poetry: the epic tradition is brought back to life, but it is simultaneously incorporated into a new aesthetic of literary learnedness, refinement, and elitism.

Content-wise, the perhaps most striking feature in the *Argonautica* is the fact that the concept of the traditional warrior hero has changed a great deal, as compared to the Homeric ideal of heroism. Jason, the leader of the Argonauts, is repeatedly called ἀμήχανος (*améchanos*), which can be translated as “helpless”, “indecisive”, “incapable of acting”. One passage may be quoted for the sake of illustration: the Argonauts have just realised that they have forgotten none less than Heracles – one of their fellow Argonauts – and start quarrelling about whether they should sail back in order to look out for him or continue their voyage (*Arg.* 1.1284–1295):

ἐν δέ σφιν κρατερόν νεῖκος πέσεν, ἐν δὲ κολωφὸς
ἄσπετος, εἰ τὸν ἄριστον ἀποπρολιπόντες ἔβησαν 1285
σφωιτέρων ἐτάρων. ὁ δ' ἀμηχανήσιν ἀτυχθεῖς
οὐδέ τι τοῖον ἔπος μετεφώνεεν οὐδέ τι τοῖον
Αἰσονίδης, ἀλλ' ἦστο βαρεῖη νεῖοθεν ἄτη
θυμὸν ἔδων. Τελαμῶνα δ' ἔλεν χόλος, ὧδέ τ' ἔειπεν·
“ἦσ' αὐτως εὐκηλος, ἐπεὶ νύ τοι ἄρμενον ἦεν 1290
Ἡρακλῆα λιπεῖν· σέο δ' ἔκτοθι μῆτις ὄρωρεν,
ὄφρα τὸ κείνου κῦδος ἀν' Ἑλλάδα μὴ σε καλύψῃ,
αἶ κε θεοὶ δώωσιν ὑπὸ τροπον οἴκαδε νόστον.
ἀλλὰ τί μύθων ἦδος; ἐπεὶ καὶ νόσφιν ἐταίρων
εἶμι τεῶν οἱ τόνδε δόλον συνετεκτῆναντο.” 1295

And a fierce quarrel fell upon them, a wrangling,
an immense one, as they had gone on board, having left behind
the best of their comrades. But he, intimidated by helplessness,
did not speak such or such a word among them,
the son of Aeson, but he was just sitting there, gnawing at his heart
from deep down with heavy bewilderment. But anger took
Telamon, and so he spoke:
“Just keep sitting calm, after it must have come to you conveniently
to leave Heracles behind! From you the plan has arisen
that his glory over Greece should not obscure you,
if at all the gods grant the way back home.
But what's the point in words? Even without your comrades
who have contrived this plot with you I will sail back.”

Unimaginable that someone such as, say, Achilles would sit there without reacting; and, even more so, impossible that an Achilles or a Hector would accept such a scolding by a fellow warrior without further ado. Scholars have debated hotly about the ramifications of Jason as a character in the *Argonautica* and about the type of heroism represented by him; often, Jason is described as a virtual ‘anti-hero’ – and, consequently, Apollonius as a poet who defies the inherited epic tradition.¹³ At the same time, however, it cannot be denied that Apollonius

is still heavily indebted to this very tradition. Therefore, Hunter (1988, 452–453) is probably right in arguing that “Jason sometimes resembles the great heroes of Homer and sometimes wears a quite different aspect [...] because of Apollonius’ constant concern with the experimental, with testing the limits and possibilities of the epic form and with exploring what it has seemed to take for granted”. Jason, it seems, is the ultimate embodiment of Hellenistic literary aesthetics, an aesthetic that negotiates – and navigates between – tradition and innovation in an unprecedented way.

Next issue: Part 3:

***Quintus of Smyrna, Nonnus of Panopolis,
John Tzetzes, and Nikos Kazantzakis***

- ¹ This is the (slightly modified) English version of an article that was published as “DET GRESKE EPOS FRA HOMER TIL KAZANTZAKIS: INNFORING OG OVERBLIKK”. *Klassisk Forum* (2017/1) 52–72. In *Nexus* it is published in three parts. In line with the introductory nature of this article, references to scholarly literature are restricted to a few selective items; wherever possible, I draw the reader's attention to overview chapters in handbooks or companions that are easily accessible. Translations from Greek are mine unless otherwise indicated.
- ² The question about the historicity of Homer and the (non-) identity of the author(s) of the *Iliad* and the *Odyssey* is known as the ‘Homeric Question’. Cf. Turner (1997) for an overview.
- ³ On this important aspect of ancient biographical writing, cf. the seminal study by Lefkowitz (1981). On the (ancient and modern) research on Homer as a real person, cf. Vogt (1991); in a wider context on the reception of Homer in antiquity, cf. also Graziosi (2002). – For the sake of convenience, in what follows I will refer to the *Iliad* and the *Odyssey* as the ‘Homeric epics’ and further ignore the question of authorship.
- ⁴ Translation: Lattimore (1951).
- ⁵ Cf. the seminal study by Hölscher (³1990) and the survey chapter by Hansen (1997).
- ⁶ It is beyond the scope of this article to deal also with didactic epic. I only mention three important Greek didactic epics from the Hellenistic and imperial periods, respectively: the *Phaenomena* (“Atmospheric Phenomena”) by Aratus of Soli (c. 250 B.C.); the *Halieutica* (“On Fishing”) by Oppianus of Cilicia (c. A.D. 180); and the *Cynegetica* (“On Hunting”) by Oppianus of Apamea (c. A.D. 215).
- ⁷ On the origins and the development of ‘Western narrative’ as a paradigm of storytelling, cf. the important monograph by Lowe (2000).
- ⁸ On Hesiodic narration, cf. Lowe (2000) 81–83 and Rengakos (2009). On the relation between Homer and Hesiod, cf. the sketch provided by Scully (2011) and the chapter by Rosen (1997).
- ⁹ Cf. e. g. West (1997) and Haubold (2013) on this huge topic.

There are also West Asiatic/Near Eastern influences on the Homeric epics, but they are, in my opinion, less significant than some scholars maintain.

- ¹⁰ Cf. Graziosi (2002) 21–40 and González (2013) on the rhapsodic tradition.
- ¹¹ For an overview of hexameter poetry in the Hellenistic period, cf. the chapters by Sistakou (2014) and Meyer, Rengakos and Sistakou (2014).
- ¹² On Apollonius' relation to Homeric formulaicity, cf. Fantuzzi (2008).
- ¹³ Cf. Pietsch (1999) 99–113 for an overview of the scholarship on this topic.

English translation

Lattimore, Richmond (transl.). 1951. *The Iliad of Homer*. Chicago and London: The University of Chicago Press.

References

- Fantuzzi, Marco. 2008. "Homeric' Formulaicity in the Argonautica of Apollonius of Rhodes." In: Theodore D. Papanghelis and Antonios Rengakos (eds.), *Brill's Companion to Apollonius Rhodius*. 2. rev. ed. Leiden and Boston: Brill, 221–241.
- González, José M. 2013. *The Epic Rhapsode and His Craft: Homeric Performance in a Diachronic Perspective*. Cambridge MA and London: Harvard University Press.
- Graziosi, Barbara. 2002. *Inventing Homer: The Early Reception of Epic*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Hansen, William. 1997. "Homer and the Folk Tale." In: Morris and Powell (1997) 442–462.
- Haubold, Johannes. 2013. *Greece and Mesopotamia: Dialogues in Literature*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Hölscher, Uvo. 1990. *Die Odyssee: Epos zwischen Märchen und Roman*. 3. ed. Munich: C.H. Beck.
- Hunter, Richard L. 1988. "Short on Heroics': Jason in the Argonautica." *Classical Quarterly* 38 (1988) 436–453.

- Lefkowitz, Mary R. 1981. *The Lives of the Greek Poets*. Baltimore: The Johns Hopkins University Press.
- Lowe, Nick J. 2000. *The Classical Plot and the Invention of Western Narrative*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Meyer, Doris, Antonios Rengakos and Evina Sistakou. 2014. "II.6. Epos und Epyllion." In: Zimmermann and Rengakos (2014) 152–179.
- Morris, Ian and Barry Powell (eds.), *A New Companion to Homer*. Leiden, New York and Cologne: Brill, 1997.
- Pietsch, Christian. 1999. *Die Argonautika des Apollonios von Rhodos: Untersuchungen zum Problem der einheitlichen Konzeption des Inhalts*. Stuttgart: Franz Steiner (Hermes Einzelschriften 80).
- Rengakos, Antonios. 2009. "Hesiod's Narrative." In: Franco Montanari, Antonios Rengakos and Christos Tsagalis (eds.), *Brill's Companion to Hesiod*. Leiden and Boston: Brill, 203–218.
- Rosen, Ralph M. 1997. "Homer and Hesiod." In: Morris and Powell (1997) 463–488.
- Scully, Stephen. 2011. "Hesiod." In: Margalit Finkelberg (ed.), *The Homer Encyclopedia*. Malden, Oxford and Chichester: Wiley-Blackwell, vol. 2, 353–355.
- Sistakou, Evina. 2014. "II.4. Hexametrische Lehrdichtung." In: Zimmermann and Rengakos (2014) 115–140.
- Turner, Frank M. 1997. "The Homeric Question." In: Morris and Powell (1997) 123–145.
- Vogt, Ernst. 1991. "Homer – ein großer Schatten? Die Forschungen zur Person Homers." In: Joachim Latacz (ed.), *Zweihundert Jahre Homer-Forschung: Rückblick und Ausblick*. Stuttgart and Leipzig: Teubner (Colloquia Raurica 2), 365–377.
- West, Martin L. 1997. *The East Face of Helicon: West Asiatic Elements in Greek Poetry and Myth*. Oxford: Clarendon Press.
- Zimmermann, Bernhard and Antonios Rengakos (eds.). 2014. *Die Literatur der klassischen und hellenistischen Zeit*. Munich: C. H. Beck (Handbuch der griechischen Literatur der Antike 2).

Epistula Uxoris – Ovids Ehefrau an den verbannten Dichter

EIN PROJEKTBERICHT VON REINHOLD F. GLEI, KATRIN GROTHUS, NIKLAS GUTT, JONATHAN HARTMANN, TOBIAS NITSCHKE UND VINCENT VOGELSANG

Im Jahre 2017 wurde in der Klassischen Philologie das „Ovid-Jahr“ gefeiert: Vermutlich genau zweitausend Jahre war es her, dass der römische Dichter Ovid in seinem Exilort Tomi starb. Eine Gruppe von fünf Studierenden im Master of Arts unter der Leitung von Herrn Glei hat dies nun zum Anlass genommen, um sich auf ungewöhnliche und kreative Weise mit dem Werk des Dichters zu beschäftigen, und den Versuch unternommen, einen Brief von Ovids Ehefrau an ihren verbannten Mann zu rekonstruieren.

Um die Ausgangslage unseres Projektes zu verstehen, muss man sich zuerst einmal einige von Ovids Werken wieder ins Gedächtnis rufen: In seiner Verbannung verfasste der Dichter Briefgedichte (v. a. die *Tristia* und die *Epistulae ex Ponto*), die sich an bestimmte Personen in Rom richten und belegen, dass Ovid auch selbst Briefe aus seiner Heimat empfangen hat. Der vielleicht wichtigste Briefpartner ist seine Frau, an die sich gleich mehrere Gedichte richten. Schon vor seiner Verbannung schrieb Ovid die *Heroides*, also Briefgedichte von Frauen aus der Mythologie an ihre abwesenden Ehemänner; hier versetzt sich Ovid in die Lage der jeweiligen Frauen

und schreibt das Gedicht dann aus ihrer Perspektive. Behält man dies im Hinterkopf, so könnte man sich durchaus folgende Situation vorstellen: Ovid ist im Exil, versetzt sich in die Lage seiner Frau und schreibt dann aus ihrer Perspektive ein Briefgedicht an sich selbst – die *Epistula Uxoris*. Es gibt zwar keinen Hinweis darauf, dass dies wirklich so geschehen ist, doch abwegig ist es keineswegs.¹

Daher haben wir uns die Frage gestellt, wie dieser Brief, wenn Ovid ihn in der Maske seiner Frau verfasst hätte, ausgesehen haben könnte, und uns das Ziel gesteckt, am Ende des Projektes das fertige Gedicht in den Händen zu halten. Dies bedeutete aber auch, dass wir selbst auf Lateinisch dichten mussten, was uns zunächst ein wenig beunruhigte: Latein zu schreiben ist schon schwer genug – und nun sollten wir auch noch ein ganzes Gedicht in Distichen verfassen? Doch Herr Gleib konnte alle beruhigen: Einen Großteil des Gedichtes sollte ein sogenannter Cento werden. Das heißt, wir würden für unseren Brief vor allem einzelne Ovidverse oder Versgruppen nehmen und so zusammensetzen, dass daraus ein ganz neuer Text entstünde, eben unsere *Epistula Uxoris*.² Dadurch wurde die Aufgabe dann für uns um einiges einfacher; es bedeutete aber, wie wir später erfahren mussten, nicht, dass uns der Kampf gegen die Tücken der lateinischen Metrik gänzlich erspart geblieben wäre...

Doch bevor es ans Dichten (oder „Zusammenpuzzeln“) gehen konnte, blieb natürlich die Frage zu klären, was überhaupt in dem Brief drinstehen sollte. Dieser erste Teil unseres Projekts fand im Sommersemester 2017 in der Form statt, dass wir uns alle paar Wochen trafen, um unsere Ergebnisse zusammenzutragen, die wir zuvor einzeln in Arbeitsteilung gewonnen hatten. Zunächst mussten wir natürlich etwas über Ovids Ehefrau herausfinden, weil der Brief ja aus ihrer Sicht geschrieben werden sollte. Da Ovid einige seiner Briefgedichte an seine Frau richtet, wurden wir hier auch schnell fündig und konnten uns mehr oder weniger ein Bild von ihr machen. Nur eine wichtige Information fehlte uns – der Name! Tatsächlich nennt Ovid den Namen seiner *uxor* in keinem der Gedichte, was natürlich zunächst ein wenig merkwürdig erscheint. Wir begannen, über die Gründe zu spekulieren: Vielleicht passte der Name einfach nur nicht ins Versmaß, oder wollte Ovid vielleicht seine Frau durch die Nichtnennung ihres Namens schützen? Natürlich konnten wir diese Frage nicht abschließend aufklären, doch dies brachte uns auf eine Idee: Vielleicht könnte Ovids Frau sich in unserem Gedicht ja darüber beklagen, dass sie, im Gegensatz z. B. zu den vielen anderen Frauen in den *Heroides*, namenlos bleibt?

So hatten wir nun nicht nur ein Bild von Ovids Frau vor Augen, sondern auch schon ein Thema für unseren Brief. Aber was hätte die *uxor* ansonsten noch schreiben können? Nun hieß es, wieder Ovids Exilgedichte zu wälzen und mögliche Themen herauszufinden; und tatsächlich fanden wir einige immer wieder auftauchende Themen, die auch gut zu unserer *Epistula Uxoris* passten, hier nur eine Auswahl: Der Dichter schildert Tomi in seinen Gedichten als unwirtlichen, „barbarischen“ Ort; seine Ehefrau könnte sich daher durchaus Sorgen um ihren Mann und seine Gesundheit gemacht haben, was natürlich perfekt in ihren Brief passen würde. Ebenfalls könnte sie Bezug nehmen auf die bei Ovid vielfach auftauchende Thematik der Treue, die *proba uxor* bleibt ihrem Gatten natürlich trotz seiner Verbannung treu; allerdings sorgt sie sich vielleicht auch ein wenig darum, ob diese Treue denn wechselseitig besteht: Könnte der *tenerorum lusor amorum* vielleicht Gefallen an einem getischen Mädchen finden...? Was außerdem bei Ovid ausführlich geschildert wird, ist seine Abreise in die Verbannung und der Abschied von seiner Frau, deren Worte von Ovid einmal sogar direkt zitiert werden! Für uns war dies eine Fundgrube, da wir diese Stelle natürlich hervorragend für unseren Brief gebrauchen konnten. Außerdem bittet Ovid seine Frau mehrmals darum, sich für seine Rückkehr beim Kaiser stark zu machen. Auch darauf, fanden wir, konnte die *uxor* reagieren und ihre Bemühungen schildern, die allerdings durch einen Umstand erschwert werden: Als Ehefrau eines Verbannten ist sie in Rom ja ein Stück weit geächtet; ihre eigene gesellschaftliche Lage ist auch nicht wirklich positiv. Auch dies schildert sie also in ihrem Brief, präsentiert sich aber dennoch als starke Persönlichkeit, die sich darum auch selbstbewusst mit manchen Heldinnen der *Heroides* vergleicht.

Während wir auf der Suche nach passenden Themen für unseren Brief also Ovids Exildichtungen durcharbeiteten, hat zugleich auch jeder von uns zu jeweils einem Thema bereits verschiedene Textstellen herausgeschrieben, die geeignet schienen, um sie dann später zu unserem Gedicht zusammenzusetzen; des Weiteren suchten wir auch passende Stellen aus den *Heroides*. Gefunden haben wir schließlich mehr als genug, doch merkten wir schnell, dass wir einen nicht kleinen Teil der Ovidverse nicht einfach so übernehmen konnten. Ein Beispiel: Ovid schreibt (*trist.* III,3,29) „si tamen inplevit mea sors, quos debuit, annos“, was inhaltlich perfekt für unseren Brief geeignet wäre, nur dass Ovid hier eine Aussage über sich selbst trifft, die *uxor* dagegen natürlich nicht über sich selbst, sondern über eine andere Person spricht. Das Problem war hier aber leicht zu lösen: Wir ersetzen „mea“ durch „tua“, was sprachlich wie metrisch passt und nun ein

WISSENSCHAFT UND FORSCHUNG

Vers ist, den Ovids Frau an ihren Mann geschrieben haben könnte. Überhaupt fiel uns auf, dass man im Lateinischen oftmals die Personalpronomina austauschen kann, ohne dass es Probleme mit dem Versmaß gibt; so sind beispielsweise *mihi/me* metrisch gleichwertig zu *tibi/te*. Doch gab es auch viele Verse, die sich nicht so einfach bearbeiten ließen und größere Eingriffe erforderten. Damit hielten wir uns zunächst allerdings nicht auf, sondern bemühten uns, aus den noch anzupassenden Versen erst einmal ein „Gerüst“ für unseren Brief zu bauen. Damit waren wir pünktlich zum Ende der Vorlesungszeit fertig, doch gab es immer noch viel zu tun, ehe wir dann ein fertiges Gedicht vor uns hatten.



Die Teilnehmer des Workshops bei der Abreise ins Sauerland

Im zweiten Teil des Workshops ging es nun also darum, aus einer Menge von mehr schlecht als recht zusammenpassenden Versen ein echtes Gedicht zu schreiben. Für diese Aufgabe ging es für uns auch ins „Exil“ in Form einer zweitägigen Exkursion in ein sauerländisches Tagungshotel, wo wir fern des universitären Trubels konzentriert arbeiten konnten. Wir mussten auf der einen Seite ja noch die Verse, die wir nicht auf die Schnelle anpassen konnten, so umdichten, dass sie dann in unseren Brief passen würden. Auf der anderen Seite gab es natürlich das Problem, dass unser Brief ja letztlich möglichst kohärent sein sollte. Dies zu schaffen war aber unmöglich, wenn man nur verschiedene Verse oder Distichen von Ovid neu hintereinander setzt; um die Übergänge zwischen einzelnen Teilen des Gedichts möglichst stimmig zu gestalten, mussten wir also entweder wieder halbwegs passende Verse verändern – oder einfach selbst dichten. Dieses Pensum erschien zunächst gewaltig, doch am Ende des zweiten Tages hatten wir tatsächlich ein fertiges Gedicht in den Händen.

Bis dahin war es aber ein ganzes Stück Arbeit, bei dem wir die Tücken der lateinischen Metrik immer wieder zu spüren bekamen; konkret sah unser Vorgehen

folgendermaßen aus: Wir nahmen uns eine ungelöste Stelle vor und überlegten gemeinsam, wie man sie umformulieren konnte, sodass das Ergebnis inhaltlich, syntaktisch und metrisch (!) korrekt wäre. Diese Aufgabe konnten wir, im Gegensatz zu Ovid und seinen Dichterkollegen, nur im Kollektiv lösen, was beispielsweise so funktionierte: Einer von uns hatte irgendwann eine Idee zur Umformulierung; dann fiel einem anderen auf, dass diese Lösung metrisch nicht passt, weil z. B. eine Stelle wegen *muta cum liquida* nicht funktionierte. Ein Vorschlag, dies nun zu beheben, sah auf ersten Blick auch gut aus, doch dann bemerkten wir vielleicht, dass wir eine Verschleifung übersehen hatten, und mussten weitertüfteln, ehe wir letztlich dann doch eine wirklich passende Lösung gefunden hatten.

Als gutes Beispiel dafür, wie wir die Ovidverse „weiterverarbeitet“ haben, kann der Vers dienen, der unseren Brief einleitet; er lautet: „Hanc tua Penelope mittit tibi, Naso, salutem“. Der erste Teil stammt natürlich aus dem ersten Vers des ersten Heroidenbriefes:³ Die *uxor* vergleicht sich bei uns hier mit Penelope, die ja auch sehnsüchtig auf ihren Mann wartet; verändert haben wir nur das erste Wort, das bei Ovid eigentlich „haec“ lautet. Den Grund für diese Veränderung findet man im zweiten Teil des Hexameters (ab „mittit“), der nicht etwa selbstgedichtet ist, sondern aus *trist.* V,13,1 stammt.⁴ Damit das Ganze dann einen guten Sinn ergibt, mussten wir eben die Form des Demonstrativpronomens nehmen, die auch in der Tristienstelle Verwendung findet, was an dieser Stelle zum Glück keine Probleme mit der Metrik bereitet. Das Wort „Naso“ ist bei uns dann auch kein Nominativ mehr, sondern wurde zum Vokativ, sodass unser Vers nun syntaktisch korrekt ist; doch so einfach war die Umformung nicht immer. Man merkt, dass man beim Dichten eines Centos regelrecht Puzzlearbeit leisten muss! Stellenweise wurde es also wirklich anstrengend, allerdings merkten wir alle, dass man sich im Laufe der Zeit allmählich daran gewöhnte und das Dichten uns letztlich immer besser gelang. So nahm unser Brief immer mehr die Gestalt eines echten lateinischen Gedichtes an.

Schließlich hatten wir bei unserer Rückkehr nach Bochum endlich unsere *Epistula Uxoris* im Gepäck. Genau zweihundert Verse sind es schließlich geworden – eine Mischung aus originalen Ovidversen, die teilweise mehr oder weniger stark verändert wurden, und unseren eigenen Beiträgen. Die Mühe hat sich auf jeden Fall gelohnt: Wir haben uns auf ungewöhnliche und kreative Weise mit dem Werk Ovids befasst und haben dabei, was ansonsten im Studium selten vorkommt, selbst aktiv gedichtet und so ganz neue Arbeitsweisen kennengelernt. Dass wir am Ende auch ein konkretes Ergebnis unserer Arbeit in den Händen halten, bildet

einen guten Abschluss. Zudem ist eine Veröffentlichung der *Epistula* in einer Fachzeitschrift geplant. In jedem Fall würde man sich ähnliche Projekte öfter wünschen, da so kreative und ungewöhnliche Vorgehensweisen mehr in den Blick geraten.

Aber was ist denn nun mit dem Namen der *uxor*? Tatsächlich gibt sie sich im Schlusdistichon unseres Briefes in verschlüsselter Form als eine berühmte Zeitgenossin Ovids zu erkennen, die hypothetisch durchaus seine Frau gewesen sein könnte. Die Verse lauten:

Illa ego, quae scripsi, proba mater Caesaris olim,
nomen ab aeterna posteritate feram.

Dass dies natürlich nur Spekulation sein kann, war uns allen bewusst, doch fällt dies wohl auch unter die „dichterische Freiheit“. Wer Ovids Frau in unserem Gedicht denn nun ist, soll hier aber nicht verraten

werden – die Entschlüsselung dieses Rätsels ist ja die Aufgabe des Lesers.

¹ Ein Vorbild für unser Projekt stammt aus der Renaissance: Der Humanist Baldassar Castiglione verfasste 1519 (oder etwas später) ein Briefgedicht in der Maske seiner Frau Hippolyta Taurella an sich selbst, während er für längere Zeit auf Dienstreise in Rom war; vgl. dazu Ludwig, W.: „Castiglione, seine Frau Hippolyta und Ovid“, in: Schmidt, P.G. (Hg.): *Die Frau in der Renaissance*. Wiesbaden 1994, 99–156 [Edition, Übersetzung und Analyse]. Zum Heroidesrezeption generell vgl. Dörrie, H.: *Der heroische Brief. Bestandsaufnahme, Geschichte, Kritik einer humanistisch-barocken Literaturgattung*. Berlin 1968.

² Diese Praxis der Centodichtung stammt aus der Spätantike, wo man vor allem aus Vergilversen ganz neue Texte zusammengesetzt hat.

³ „Haec tua Penelope lento tibi mittit, Ulixee“; *her.* 1,1.

⁴ „Hanc tuus e Getico mittit tibi Naso salutem“; *trist.* V,13,1.

Martin Korenjak: *Obscura de re lucida carmina*

Lateinische Lehrepik und die wissenschaftliche Revolution

EIN VORTRAGSBERICHT VON JOHANNES KALDE

Einen Blick über den eigenen Tellerrand zu werfen und sich lateinischer Texte anzunehmen, die nicht der Antike entstammen, kann für Altphilologen sehr lohnenswert sein. Eine hervorragende Gelegenheit hierfür bot sich am 23. November 2017, als das Seminar für klassische Philologie den renommierten österreichischen Philologen Prof. Dr. Martin Korenjak zu einem Gastvortrag begrüßen konnte. Korenjak, Professor für Latinistik mit Schwerpunkt auf dem Neulateinischen an der Universität Innsbruck, ermöglichte der Zuhörerschaft einen eindrucksvollen Einblick in die lateinische Lehrepik im Zeitalter der wissenschaftlichen Revolution.

Es ist weithin bekannt, dass Latein bis ins 18. Jahrhundert die bedeutendste Wissenschaftssprache gewesen ist. So verwundert es nicht, dass sich in der Wissenschaftsliteratur der frühen Neuzeit ein breites Gattungsspektrum entwickelt hat. Interessant dabei ist aber, dass sich gerade die Gattung des Lehrgedichtes großer Beliebtheit erfreute. Es seien 60 Texte bekannt, so Korenjak, die alle Wissenschaftsbereiche, u. a. die Medizin, die Botanik und die Zoologie, abdeckten. Um die Wiederentdeckung der Lehrepik, die sich nach Hesiods Ἔργα καὶ ἡμέραι (*Werke und Tage*) in der Antike etabliert hatte, zu erklären, präsentierte er folgende These: Im Zeitalter technischer Revolution sollten den

Menschen technische Neuerungen durch naturwissenschaftliche Lehrgedichte nähergebracht werden.

Die Begründung dieser These stützte der Vortragende zunächst auf das Wesen der Dichtung als solcher. Leser belehren sei von der Antike bis ins 18. Jahrhundert die zentrale Aufgabe der Dichtung gewesen. Die frühneuzeitlichen Lehrepiker, zu denen unter anderem viele Angehörige der Ordensgemeinschaft Societas Jesu (Ordenskürzel: SJ) gehören, sind oftmals in Forschung und Lehre tätig gewesen. Vor diesem Hintergrund ist ihr Verhältnis zu Lukrez, einem viel gelesenen römischen Dichter und Philosoph, besonders interessant. Lukrez veröffentlichte im 1. Jahrhundert v. Chr. das Lehrgedicht *De rerum natura* (*Von der Natur*), in dem er in sechs Büchern die Physik der epikureischen Philosophie darstellt. Korenjak erläuterte, dass Lukrez zu den großen Vorbildern neuzeitlicher Lehrepiker zähle und sie sprachlich stark beeinflusst habe. Lukrez' Wendungen und die für ihn charakteristische Lenkung des Lesers, die diesem die „bittere Pille der epikureischen Philosophie“ genießbar machen sollen, seien regelmäßig übernommen worden.

Die Rezeption von Lukrez' *De rerum natura* zeigte Korenjak daraufhin am Beispiel von Carlo Nocetis SJ *De iride* (*Über den Regenbogen*), einem Lehrgedicht über

REZENSIONEN UND VORSTELLUNGEN

Optik, das 1730 in Venedig veröffentlicht worden ist, auf. Wie sein antikes Vorbild verfolgt Noceti in *De iride* einen klar gegliederten Aufbau. Er bedient sich bewährter Elemente antiker Rhetorik; neue Argumente werden angekündigt und neue Ausdrücke und Fachtermini ausführlich erklärt. Zudem werden Metaphern und Gleichnisse verwendet, beispielsweise indem Sonnenstrahlen mit *radii* („Fäden“) verglichen werden. Den Leser aufmerksam und wohlgesonnen zu halten, ist ein wichtiges Anliegen. Deshalb häufen sich sowohl in *De rerum natura* als auch in *De iride* Ansprachen des Autors an den Leser, Mahnungen zur Aufmerksamkeit sowie Warnungen vor möglichen Fehlschlüssen. Es wird deutlich, dass der Autor mit dem Leser „auf

Tuchführung“ bleiben möchte, um zu gewährleisten, dass das Interesse des Lesers an der kunstvoll präsentierten Lehre nicht nachlässt.

Korenjak stellte heraus, dass die neulateinischen Lehrgedichte keine belanglosen Spielereien seien, sondern den ernstgemeinten Versuch darstellten, die behandelten Themen zu verbreiten. Deshalb charakterisierte er sie abschließend mit dem treffenden Begriff „Infotainment“, einer Wortschöpfung aus den englischen Begriffen *information* und *entertainment*. Die Mischung aus Information und Unterhaltung macht die Lehrepik zu einer Gattung, die sicherlich ein lohnenswerter Gegenstand weiterer philologischer Forschung ist.

Von den technischen Wundern der Antike

EINE BUCHREZENSION VON ARNOLD BÄRTSCHI



Brigitte Cech: Technik in der Antike. Sonderausgabe der 3., überarbeiteten Auflage. Darmstadt: Theiss 2017. eBook PDF. 256 S., 134 Illustrationen, 18 Tabellen. €15,99. ISBN 978-3-8062-3650-7.

WBG 2013 eine kulturgeschichtliche Publikation zur römischen Küche mit dem Titel *Lukullische Genüsse: die Küche der alten Römer* vorgelegt.

Wie die Verfasserin im Vorwort ankündigt, strebt sie mit ihrer Monographie einen einerseits vollständigen, andererseits leicht nachvollziehbaren Überblick über die Technikgeschichte der Antike an (9): „Das Ziel dieses Buches ist es, die beeindruckenden technischen Leistungen der griechischen und römischen Antike möglichst umfassend und vor allem verständlich darzustellen.“ Das übersichtlich gestaltete Inhaltsverzeichnis ermöglicht einen schnellen und zielgerichteten Zugriff auf einzelne Themenbereiche und bestätigt auf einen Blick den Anspruch der Verfasserin. Auf ein knapp gehaltenes Vorwort (9f.) folgen Kapitel zu „Quellen zu Technik und Ingenieurwesen in der Antike“ (Kapitel 1; 11–17), „Grundlagen der Technik und des Ingenieurwesens in der Antike“ (Kapitel 2; 18–23), „Messtechnik“ (Kapitel 3; 24–34), „Tunnelbau“ (Kapitel 4; 35–44), „Bautechnik“ (Kapitel 5; 45–79), „Straßen- und Brückenbau“ (Kapitel 6; 80–93), „Wassertechnik“ (Kapitel 7; 94–144), „Agrartechnik“ (Kapitel 8; 145–154), „Schiffbautechnik“ (Kapitel 9; 155–178), „Bergbau- und Aufbereitungstechnik“ (Kapitel 10; 179–190), „Verhüttung, Raffination und Legierungen“ (Kapitel 11; 191–203) sowie „Kriegstechnik“ (Kapitel 12; 204–214). Sieben Anhänge (215–238) zu Maß- und Gewichtseinheiten, zur Verwendung antiker technischer Hilfsmittel sowie zu drei ausgelagerten Beispielen einzelner Kapitel, eine thematisch gegliederte Bibliographie (239–250), ein Register für Orte und Namen (251–255) sowie ein Abbildungsverzeichnis (256f.) beschließen die Publikation.

Bei der Monographie „Technik in der Antike“ handelt es sich um eine Sonderausgabe der 2012 erschienenen dritten Auflage des Buches, das zum ersten Mal 2010 beim Verlag *Theiss*, seit 1997 Tochterunternehmen und seit 2013 Imprint der *Wissenschaftlichen Buchgesellschaft Darmstadt (WBG)*, veröffentlicht wurde. Dass es sich dabei um einen unbearbeiteten Neudruck handelt, wird in der offiziellen Beschreibung des Artikels auf der Seite des Verlags nicht explizit ausgeführt,¹ was zu einem falschen Eindruck hinsichtlich der Aktualität der Erscheinung führen kann. Die Verfasserin, Universitätsdozentin Dr. Brigitte Koch, hat sich im Bereich Montan- und Industriearchäologie habilitiert und ist zurzeit am Institut für Urgeschichte und Historische Archäologie der Universität Wien beschäftigt sowie Honorary Research Fellow am Institut für Archäologie des University College in London. Ihre Publikationen zu Montanarchäologie, Metallgewinnung und -verarbeitung bezeugen zum einen ihre Expertise in diesem Spezialbereich und umspannen zum anderen Befunde von der Antike bis in die Neuzeit. Darüber hinaus hat sie bei der

Der Gesamteindruck der Monographie, die aufgrund ihrer Vielseitigkeit und der Kürze der einzelnen Unterkapitel zugleich den Charakter eines Handbuchs hat, fällt insgesamt sehr positiv aus. Sie weist eine klare und logisch nachvollziehbare Gliederung auf, da die Kapitel teilweise aufeinander aufbauen, zugleich aber abgeschlossene Einheiten bilden, die eine gesonderte Lektüre problemlos ermöglichen. Der Schreibstil ist von großem Bemühen um Verständlichkeit, aber auch durch durchgängige Verwendung von Fachsprache gekennzeichnet, wodurch sich die Lektüre für interessierte Laien, die sich in den behandelten Spezialgebieten noch nicht umfassend auskennen, sehr voraussetzungsreich gestaltet. Zwar wird im Vorwort nicht explizit erwähnt, dass sich das Buch an ein breiteres Publikum richtet, doch kann eine solche Zielgruppe generell für das Verlagsprogramm der *WBG* angenommen werden. Durch die inhaltlich kompetenten Erläuterungen und die treffsichere Auswahl illustrierender Beispiele wird die Materie aber dennoch klar und nachvollziehbar vermittelt, sodass sich LeserInnen schnell im Text zurechtfinden. Eine historische, kulturwissenschaftliche und rezeptionshistorische Kontextualisierung der beschriebenen Techniken sorgt dafür, dass sich die Besprechung nicht nur auf Funktionsweisen und Konstruktionsanleitungen beschränkt, sondern auch auf problematisierte Anwendungsbereiche ausgeweitet wird. Dabei hilft wesentlich die ausgiebige farbige Bebilderung mit Photographien von archäologischen Zeugnissen und Rekonstruktionen, Übersichtsplänen und Schemata neuzeitlicher bzw. moderner Provenienz. Die Bildqualität ist durchgängig sehr gut, einige Photographien weisen allerdings eine geringere Auflösung auf und wirken dadurch etwas körnig (Abb. 14; 32; 36; 54; 89). Das Layout ist sehr übersichtlich und leserfreundlich gestaltet, weist allerdings einige Brüche auf. Auffällig ist insbesondere, dass die Formatierung trotz Blocksatz auf geraden Seiten am rechten Seitenrand unregelmäßige Zeilenlängen aufweist, bisweilen auch zusätzliche Leerschläge am Zeilenanfang (bspw. 106). Dazu kommen einige zusätzliche Satzfehler von Leerschlägen im Text,² die möglicherweise auf die Erstellung des eBook-Formats PDF zurückzuführen sind, davon abgesehen wurde der Text jedoch sehr gewissenhaft korrekturgelesen.³

Dieser überaus positive Gesamteindruck wird ein wenig getrübt durch eine gewisse Uneinheitlichkeit in der inhaltlichen und didaktischen Gestaltung, die sich einerseits in der Gesamtanlage des Buches, andererseits in einzelnen Kapiteln widerspiegelt. Insgesamt ist die Auswahl von illustrativen Beispielen als große Stärke der Monographie anzusehen, doch führt sie in der Verteilung zu einem gewissen Ungleichgewicht. Wie anhand der Inhaltsübersicht erkennbar wird, weisen die

Kapitel einen jeweils sehr unterschiedlichen Textumfang auf, was sich teilweise negativ auf den Detailreichtum der Besprechung auswirkt. So umfasst das kürzeste Kapitel 2 („Grundlagen der Technik und des Ingenieurwesens in der Antike“) lediglich sechs Seiten, was eine sehr summarische und deswegen schwerer verständliche Darstellung zur Folge hat. Das längste Kapitel 7 („Wassertechnik“) weist dagegen fünfzig Seiten auf, was entsprechend zu einer zu detaillierten und etwas langatmigen Besprechung führt, die sogar den Aufbau römischer Wasserhähne einschließt (139; 141). Einige spezifische Beispiele wurden dagegen in die sieben Anhänge ausgelagert, obwohl eine Integration in die Kapitel eigentlich in allen Fällen sinnvoll gewesen wäre, zumal sie als Fließtexte gestaltet sind. Wie ein kurzer Kommentar zu Anhang 5 im Vorwort andeutet (10), ist diese Auslagerung in Anhänge der Neuauflage geschuldet, da man vermutlich eine Umformatierung des Layouts und deswegen jeglichen Texteingriff vermeiden wollte. Einzig Anhang 1, der Listen von griechischen und römischen Maß- und Gewichtseinheiten sowie Münzwerten enthält, stellt eine mittelbare Ergänzung der Kapitel dar, doch wird ausgerechnet auf diesen Anhang an keiner Stelle des Buches verwiesen, obwohl dies in Kapitel 2 Sinn ergeben würde. Als unterstützende Hilfsmittel, die den Handbuchcharakter der Monographie fördern würden, wären eine Übersichtskarte der besprochenen Orte und Fundstellen zur schnellen geographischen Orientierung, vor allem aber ein Sachregister zur besseren Auffindbarkeit sowie ein Glossar mit den verwendeten antiken und deutschen Fachtermini wünschenswert. Dazu kommt eine notwendige Aktualisierung und Ergänzung der Bibliographie, die keine neueren Titel nach 2008 aufweist abgesehen von je einem Artikel aus den Jahren 2009 und 2010, die in den Anhängen zitiert werden. Im Rahmen dieser Anpassung könnten zudem weitere Titel zur vertiefenden Lektüre genannt werden, denn zu den kürzesten Kapiteln gibt es auch die wenigsten Literaturhinweise, die eine eigenständige Erarbeitung nicht besprochener Themen erschwert. Angesichts der Unausgewogenheit der besprochenen Technikbereiche ist es bedauerlich, dass bestimmte Handwerksbereiche wie etwa Töpferei oder Textilherstellung sowie Feinmechanik mit dem dazugehörigen Automatenbau nicht berücksichtigt werden. Gerade in letzterem Bereich wäre der Einbezug aktueller Forschungsprojekte, etwa des Projekts *Hero of Alexandria and his Theatrical Automata* an der University of Glasgow, von Interesse.⁴

Ergänzend zu diesen allgemeinen Anmerkungen sollen abschließend einige positive wie kritische Anmerkungen zu den einzelnen Kapiteln vorgenommen werden. Der Beginn des sehr knappen Vorwortes wurde für den Klappentext auf der Buchrückseite wiederverwendet,

REZENSIONEN UND VORSTELLUNGEN

was einen nachlässigen Eindruck vermittelt. Überhaupt stellt das Vorwort mit bloß einem inhaltlichen Abschnitt einen schwachen Einstieg in die umfassende und vielseitige Thematik dar, zumal eine separate Einleitung fehlt. Angesichts des breiten Bedeutungsspektrums des antiken Begriffs *τέχνη* (*téchnē*) in der Antike würde man hier wenigstens eine Definition des modernen Begriffs „Technik“ bzw. einen Abgleich der beiden Termini und eine Eingrenzung des Untersuchungsgegenstands erwarten. Dieser eher schwache Einstieg setzt sich ausgerechnet in den ersten beiden methodischen Kapiteln 1 („Technik und Ingenieurwesen in der Antike“) und 2 („Grundlagen der Technik und des Ingenieurwesens in der Antike“) des Buches fort. Die Verwendung des Begriffs „Quelle“ in Kapitel 1 und die damit verbundene kritische Besprechung literarischer Zeugnisse lassen eine primär auf historische Quellenkritik ausgerichtete Methode erkennen, die literarische Texte nur hinsichtlich ihrer Glaubwürdigkeit heranzieht und qualitativ bewertet, etwa mit den Ausdrücken „Wertlosigkeit einer Quelle“ und „Mängel“ (16). Eine philologische Problematisierung der Texte wird hingegen nicht vorgenommen, was angesichts der Vielfalt an verwendeten prosaischen wie poetischen Texten (239–241) zu einer sehr vereinfachten Darstellung führt, die sämtliche Textgattungen unter dem Sammelbegriff „literarische Quellen“ subsumiert, ohne Gattungsunterschiede zu berücksichtigen. Wenigstens die Gattung der Fachschriftstellerei als wichtigstes Textcorpus müsste als solches thematisiert werden, insbesondere hinsichtlich des Umfangs und Überlieferungszustandes. Namentlich werden lediglich die Autoren Heron von Alexandria, Frontinus, Vitruvius, Plinius d. Ä., Cato d. Ä. und Columella erwähnt, zu denen primär biographische Angaben und Inhaltszusammenfassungen gegeben werden, wobei die Überzahl an lateinischen Texten im gesamten Buchverlauf die Bevorzugung lateinischer Zeugnisse zur Folge hat. Zu beobachten ist dieser Fokus auf das Römische auch in der Behandlung epigraphischer, ikonographischer und archäologischer Zeugnisse, die mit jeweils nur einem Abschnitt thematisiert werden. Gerade für ein breiteres Publikum wäre allerdings eine Problematisierung der Unterschiede und der Interdependenz von literarischen und archäologischen Zeugnissen bei interdisziplinären Interpretationen wichtig. Kapitel 1 würde durch die Beigabe von ein, zwei zusätzlichen Abbildungen zur Illustration der unterschiedlichen Zeugnisse wesentlich profitieren. Dasselbe gilt für Kapitel 2, in dem die vorgestellten mathematischen Lehrsätze durch einfache Schemata auf einen Blick verdeutlicht werden könnten und deren Anwendungsbereich etwa durch eine Abbildung zu erhaltenen Bauskizzen von antiken Baustellen vor Augen geführt werden könnte.

Nach einem schwachen theoretischen und methodischen Start wird die Behandlung des Themas allerdings bereits gegen Ende von Kapitel 2 durch den Einbezug von modernen Folgen bzw. Vorstellungen von antiker Technik in die Darstellung stimmiger, etwa durch die Behandlung von Fragen zur Verwendung erneuerbarer Energieformen und der Verkarstung von ehemaligen Waldbeständen. Kapitel 3 leidet seinerseits durch fehlende Illustrationen zu Sonnen- und Wasseruhren, was teilweise durch die Integration von Anhang 3 gelöst werden könnte. Die abstrakte Erklärung zum Aufbau einer Sonnenuhr (24f.) könnte vereinfacht werden, indem die Beschriftungen aus Abb. 2 in den Haupttext integriert werden, wie das in der Beschreibung eines Tonnengewölbes der Fall ist (60). Ab Kapitel 4 werden mehr archäologische Beispiele zur konkreten Umsetzung bestimmter Techniken herangezogen, die für eine anschauliche Kontextualisierung sorgen und abstrakte Sachverhalte wie mathematische Berechnungen verständlich machen. Auch der Einbezug von epigraphischen und literarischen Zeugnissen wie dem Baubericht des Nonius Datus (36f.) tragen zu einer Verlebendigung des Themas bei. Die Beschreibung chemischer Reaktionen bestimmter Baumaterialien in Kapitel 5 könnte um einen kurzen Absatz zum Stand chemischen Wissens in der Antike generell ergänzt werden, Kapitel 6 hingegen mit einer Übersichtskarte zum römischen Straßennetz. Anhand des überaus detailreichen Kapitels 7 wird ersichtlich, dass nicht nur antikes Spezialwissen, sondern viel Inhalt zu Industrie- und Technikgeschichte allgemein vermittelt wird, wenn Wirkungsgrade, topographische Bauhindernisse und deren Überwindung, Baufehler oder die Giftigkeit von Bleirohren zur Sprache kommen. Auf das inhaltlich sehr knappe Kapitel 8 zur Agrartechnik folgen wiederum sehr praxisorientierte Erläuterungen zum Schiffsbau, die Fragen zu Navigation, unterschiedlichen Schiffstypen, Seerouten und Fahrtzeiten enthalten, die für die Interpretation von Reiseliteratur hilfreiche Hinweise liefern. Kapitel 10 könnte um Hinweise auf die zuvor besprochenen Wasserhebungstechniken in Kapitel 7.3 sowie die Mühlen in Kapitel 8 ergänzt werden, ist aber aufgrund der Berücksichtigung der Argonautensage mit dem Goldenen Vlies hinsichtlich der antiken Goldförderung für Philologen von besonderem Interesse. Beschlossen wird das Buch ringkompositorisch mit zwei eher schwachen Kapiteln, denn die Erläuterungen zu Verhüttungsprozessen einzelner Metalle in Kapitel 11 fällt ohne Illustrationen insgesamt sehr chemisch und technisch aus, gibt dafür aber interessante Erklärungen zur Münzprägung. Kapitel 12 zur Kriegstechnik ist ein Abschluss, der den durch die Überschrift geschürten Erwartungen leider nicht gerecht wird, da es sich exklusiv auf Katapulte beschränkt. Hier könnten zugunsten einer Verkürzung zu lang geratener

Kapitel wenigstens ein, zwei Aspekte zusätzlich besprochen werden, etwa weitere Belagerungstechniken wie Rammböcke, Schutzdächer und Belagerungstürme oder die Gesamtanlage einer Belagerung. Als Beispiel dafür würden sich Cäsars Belagerung von Alesia, die er in seinem *Gallischen Krieg* beschreibt, oder die von Flavius Josephus in seinem *Judäischen Krieg* thematisierte Belagerung Massadas anbieten.

Trotz dieser kritischen Hinweise, die als Verbesserungsvorschläge für eine Überarbeitung des Buches im Rahmen einer späteren Neuauflage verstanden werden sollen, kann die Lektüre dieser Monographie wärmstens empfohlen werden, da der Anspruch, einen umfangreichen Überblick über die antike Technik zu vermitteln, mit großer Sachkompetenz umgesetzt wird, sodass LeserInnen mit einem beträchtlichen

Wissensgewinn von der Lektüre profitieren. Insbesondere Studierenden sei das Buch ans Herz gelegt, da damit auf angenehme Weise viel Realienwissen zur antiken Welt angeeignet werden kann.

¹ Vgl. <https://www.wbg-wissenverbindet.de/10970/technik-in-der-antike> [letzter Zugriff am 01.12.2017].

² Vgl. „Mechanika“ (13); „enzyklopädischen“ (15); „so wie“ (46); „dempraeafurnium“ (74); „descastellum“ (134); „wiedererwärmt“ (141), „Kastells nigrum“ (178), „10 000 bis 20000“, „centuria waren“ (218); „diedioptra“ (229).

³ Rechtschreibfehler finden sich nur an folgenden Stellen: „mathematisch/geometrischen“ (21); einzelner funktionsloser Gedankenstrich (80); „ethnographische“ (105).

⁴ Vgl. <https://www.gla.ac.uk/schools/humanities/research/classicsresearch/researchprojects/heroandhisautomata/> [letzter Zugriff am 01.12.2017].

Rhetorik in der Frühen Neuzeit

Ein Einblick in die Theorie der Redekunst in Deutschland in den Jahren 1450–1700

EINE BUCHVORSTELLUNG VON MIRKA PHILIPPS

Die Ursprünge der Rhetorik, die neben Logik und Grammatik einen Bestandteil des Triviums der sieben freien Künste bildet, reichen bis in die Antike zurück. Doch nicht nur in griechischer und römischer Zeit, sondern auch in der Frühen Neuzeit beschäftigte man sich mit der Redekunst und Kommunikation, beispielsweise in Form von Predigten, Verhaltens- und Höflichkeitslehre oder auch Sprichwörtern. Doch welche Werke und welche Autoren bieten einen Einblick in das damalige Verständnis und die Theorie dieser beiden wissenschaftlichen Bereiche? Antworten auf diese Frage bieten zwei Lexika, die im Jahr 2017 in der Reihe *Gratia. Tübinger Schriften zur Renaissanceforschung und Kulturwissenschaft* erschienen sind.

Die Anfänge der mittlerweile über 60 Bände umfassenden Publikationsreihe liegen im Jahr 1975, als drei Studenten, u. a. Joachim Knappe, anlässlich des 400. Todestages des Dichters Hans Sachs eine Ausstellung im Rahmen eines Literaturseminars entwickelten. Ihr Seminarleiter Dieter Wuttke veröffentlichte den dazugehörigen Ausstellungskatalog und begründete aufgrund des Erfolgs die Publikationsreihe *Gratia*, die mittlerweile von Joachim Knappe, Reinhold F. Gleis und Ulrich Pfisterer herausgegeben wird. Im Mittelpunkt der Serie stehen die Kulturwissenschaften mit den Forschungsfeldern

Kunst, Literaturwissenschaft, Geistesgeschichte und Geschichte der Rhetorik. Neben einer allgemeinen historischen Perspektive rückt im Speziellen die Epoche der Renaissance in den Fokus der Betrachtungen.¹

Die beiden Lexika – das *Autorenlexikon. Deutsche Rhetoren 1450–1700* sowie das *Werkeverzeichnis zu den Rhetorikdrucken Deutschlands 1450–1700* – sind Teil einer Trilogie, welche im Rahmen eines DFG-Projektes zwischen 2013 und 2016 entstanden ist. Bei der Beschäftigung mit der Theorie des Triviumfaches Rhetorik in der Frühen Neuzeit sei aufgefallen, dass es für eine umfassende Erforschung an einem fundierten Quellenüberblick fehle – so Joachim Knappe, Herausgeber der Werke, im Vorwort zum Ausgangspunkt des Tübinger Forschungsprojektes. Ziel war es, ein Repertorium der frühneuzeitlichen Rhetorik zu erstellen. Das erarbeitete Quellenwissen erstreckt sich über drei Bände. Die beiden 2017 erschienenen Bücher, das *Werkeverzeichnis* (Bd. 59) und das *Autorenlexikon* (Bd. 60), sind dem eigentlichen Repertorium vorangestellt und bieten jeweils einen Gesamtüberblick über die rhetorikhistorisch relevanten Werke – sowohl deutschsprachig als auch lateinisch – und deren deutsche Autoren der Frühen Neuzeit bis 1700. In Band drei der Trilogie, dem *Repertorium der deutschsprachigen Rhetorikdrucke der Jahre 1450–1700* (geplante Veröffentlichung 2018)

REZENSIONEN UND VORSTELLUNGEN

liegt der Fokus auf den Schriften in deutscher Sprache. Im Gegensatz zum Werkeverzeichnis werden sie jedoch nicht nur überblicksartig aufgelistet, sondern zusätzlich in kurzen Inhaltsangaben näher betrachtet.



Knappe, Joachim: *Werkeverzeichnis zu den Rhetorikdrucken Deutschlands 1450–1700*. Unter Mitarbeit von Michael Pelzer und Kathrin Schelling. Wiesbaden 2017. ISBN 978-3-447-10889-8. 148,00 €.

Das Werkeverzeichnis dient dazu, als Primärbibliographie einen Überblick über sämtliche Rhetorikwerke zu bieten, um sie als Werkzeug für die Forschung rund um die Gebiete Rhetorik und Kommunikation in der Frühen Neuzeit zugänglich zu machen. Dazu wurden die Werke deutscher Autoren nach dem Erstaufgaben-Prinzip und nach Autoren aufgeführt sowie kurz beschrieben. Unter Hinzunahme des Bereiches Kommunikation liegt eine thematisch breite Fächerung mit Einbezug von Werken zur Predigtlehre und Höflichkeitslehre sowie Formel- und Sprichwörter-sammlungen vor. Der Bibliographie sind einige allgemein-einführende Kapitel zum Fachgebiet der Rhetorik vorangestellt, so z. B. Inhaltsgruppen und Fachgattungen der Rhetorik.



Knappe, Joachim: *Autorenlexikon. Deutsche Rhetoren 1450–1700*. Unter Mitarbeit von Michael Pelzer und Christine Thumm. Wiesbaden 2017. ISBN 978-3-447-10897-3. 138,00 €.

Eine Ergänzung zum Quellen- bzw. Werkeverzeichnis bildet das *Autorenlexikon. Deutsche Rhetoren 1450–1700* (Bd. 60). Es bietet Biographien von 900 deutschen Autoren, die sich in den Jahren 1450–1700 mit den Themen Rhetorik und Kommunikation in unterschiedlichsten Lebensbereichen und Formen (Halten von Reden, Briefe zu unterschiedlichen Anlässen, religiöse Verkündigungen) befasst haben. Hierunter sind

jedoch nicht die Oratoren selbst, die Reden ausarbeiteten und hielten, zu fassen, sondern die sogenannten Rhetoren, die sich in Diskussionsbeiträgen, Übersetzungen von Rhetorikschriften sowie Lehrbüchern mit der Theorie der Redekunst auseinandersetzten. Diese Biographien dienen dazu, einen Einblick in die kulturhistorische Entstehung und Einordnung der jeweiligen Werke zu erhalten. So stehen besonders die schulische Ausbildung, der berufliche Werdegang und die Netzwerke der Autoren im Mittelpunkt des Interesses. Der Biographie schließt sich ein Abschnitt an, der Aufschluss über den spezifischen Beitrag des jeweiligen Autors zur Rhetorik gibt. Abgerundet wird jeder Lexikoneintrag durch weiterführende Literaturhinweise.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass beide Lexika sich besonders für einen ersten Gesamtüberblick über Autoren und Werke zur Rhetorik der Jahre 1450–1700 eignen. Die Darstellung erfolgt in kurzer, prägnanter Form und zeichnet sich durch Übersichtlichkeit aus. Die Lexika können als Ausgangspunkt für weiterführende Betrachtungen und somit als Werkzeug für die Forschung rund um die Gebiete Rhetorik und Kommunikation der Frühen Neuzeit dienen.

Die Bücher sind vor kurzem im Harrassowitz-Verlag in der Reihe *Gratia – Tübinger Schriften zur Renaissanceforschung und Kulturwissenschaft* (hrsg. von Joachim Knappe, Reinhold F. Gleis und Ulrich Pfisterer; Bände 59 und 60) unter folgenden Titeln veröffentlicht worden: Knappe, Joachim: *Werkeverzeichnis zu den Rhetorikdrucken Deutschlands 1450–1700*. Unter Mitarbeit von Michael Pelzer und Kathrin Schelling. Wiesbaden 2017, ISBN 978-3-447-10889-8.

Knappe, Joachim: *Autorenlexikon. Deutsche Rhetoren 1450–1700*. Unter Mitarbeit von Michael Pelzer und Christine Thumm. Wiesbaden 2017. ISBN 978-3-447-10897-3.

¹ Die Informationen sind der „Vorbemerkung der Reihenherausgeber“ in Band 45 der Reihe *Gratia* (Spiegel der wahren Rhetorik (1493)) sowie der Homepage des Harrassowitz-Verlages entnommen. Vgl. Riederer, Friedrich: *Spiegel der wahren Rhetorik* (1493). Hrsg. Knappe, Joachim/Luppold, Stefanie. Wiesbaden 2009; https://www.harrassowitz-verlag.de/category_163.html.

Philosophie als Paideia: Lehren und Lernen in Athen

EIN ESSAY VON LAURA MARTENA

Teil 1

Fragen der Erziehung und Bildung gewannen in der griechischen Philosophie und Kultur eine herausragende Bedeutung. Dieser Beitrag unternimmt den Versuch einer Annäherung an die antiken Anfänge der Erziehungs- und Bildungsphilosophie, wobei sich auf den Diskursraum Athen im 5. und 4. vorchristlichen Jahrhundert konzentriert wird. Er ist zweigeteilt: Im ersten Teil soll zunächst skizziert werden, inwiefern es auch für den gegenwärtigen pädagogischen Diskurs interessant sein könnte, sich weiterhin mit diesen Anfängen zu beschäftigen. Dann wird ein sehr kurzer Blick auf die Schul- und Unterrichtspraxis im klassischen Athen geworfen. Im zweiten Teil, der in der nächsten Ausgabe von *Nexus* erscheinen soll, wird es vor diesem Hintergrund um die für die Pädagogik maßgeblichen erziehungs- und bildungstheoretischen Entwürfe dieser Zeit gehen, namentlich der Sophisten, von Platon, Isokrates und Aristoteles.

Vorbemerkungen: Vom „Verschwinden der Antike“ aus dem pädagogischen Gedächtnis

Die griechische Antike gilt nicht nur als Wiege der abendländischen Philosophie, sondern auch als „Geburtsstunde der Pädagogik“.¹ Das hat damit zu tun, dass uns hier, im Athen des 5. und 4. Jahrhunderts v. Chr., erstmals systematische Reflexionen über die Ziele und Methoden von Erziehung und Bildung, Lehren und Lernen, Ausbildung und Unterricht begegnen und das Pädagogische so auf neue Weise in den Mittelpunkt des theoretischen Interesses rückt. Während die damit verbundenen Fragen heute nicht immer ganz weit oben auf der philosophischen Agenda stehen mögen, wurde ihnen von den antiken Denkern zentraler Stellenwert beigemessen. Dabei scheinen sie nicht nur beliebige Gegenstände des philosophischen Nachdenkens unter anderen gewesen zu sein; vielmehr waren Philosophie und Pädagogik, die wir heute für getrennte Disziplinen und Unternehmungen zu halten gewohnt sind, aufs Engste miteinander verflochten. Die Antike im Allgemeinen und die griechische Klassik im Besonderen kann, wie es Eugen Fink einmal formulierte, insofern auch als die Epoche verstanden werden, in der „die Philosophie sich selbst als Erziehung und die Erziehung sich als Philosophie begriff“² – eine Beobachtung, der an späterer Stelle weiter nachzugehen ist.

Die dabei aufgeworfenen erziehungs-, bildungs-, lehr- und lerntheoretischen sowie im weiteren Sinn didaktischen Fragen und die verschiedenen Versuche ihrer Beantwortung sind auch aus heutiger Sicht keineswegs überholt – im Gegenteil scheint in kaum einer anderen Epoche gründlicher und grundlegender über sie nachgedacht worden zu sein. Sie waren deshalb nicht nur über Jahrhunderte maßgeblich, sondern können auch den zeitgenössischen pädagogischen Diskurs auf vielfältige Weise herausfordern und bereichern. Umso bedauerlicher ist es, dass sie in der bildungsgeschichtlichen und bildungstheoretischen Forschung gegenwärtig kaum mehr präsent sind.

In der Tat scheint sich die Pädagogik für ihre Anfänge derzeit nicht mehr allzu brennend zu interessieren. Der obligatorische Hinweis auf die eigene „Geburtsstunde“ bleibt oft eine Geste, der wenig folgt. Historisch und systematisch ausgerichtete Forschungsbeiträge aus den Reihen der Erziehungswissenschaft sucht man, von einigen verdienstvollen Ausnahmen abgesehen,³ gerade im deutschsprachigen Raum in den vergangenen Jahren eher vergeblich, wie auch Lehrveranstaltungen für Studierende – die ihrerseits aber, wie erste Erfahrungen gezeigt haben, tendenziell durchaus neugierig auf die Anfänge ihrer Disziplin sind. In einschlägigen neueren Geschichten der Pädagogik wird die Antike, und mit ihr die gesamte sogenannte Vormoderne, oft pflichtschuldig auf wenigen Seiten abgehandelt oder gleich ganz ausgeblendet. Was bleibt, ist nicht selten nahe am Klischee. Anschaulich wird dieses forcierte Vergessen an den Reaktionen, die Detlef Gaus, dessen Arbeit zu diesen Ausnahmen zu zählen ist, im Vorwort seiner Habilitationsschrift *Platon als Theoretiker des Pädagogischen* beschreibt: der Verdacht, damit nur „apokryphe Privatinteressen“ zu verfolgen und „privatistischer Spleenigkeit“ zu frönen, wurde wohl des Öfteren laut.⁴

Dabei kann uns eine Beschäftigung mit der Antike nicht nur, wie Henri-Irenée Marrou in seiner *Geschichte der Erziehung im klassischen Altertum* bemerkt hat, „die unmittelbaren Ursprünge unserer eigenen erzieherischen Tradition vor Augen“ führen.⁵ Vielmehr ist anzunehmen, dass wir auch auf Fragerichtungen und Denkmöglichkeiten aufmerksam werden können, die wir gar nicht mehr als solche wahrnehmen. Jörg Ruhloff hat dies einmal am Beispiel des Verhältnisses

ANTIKE INTERDISZIPLINÄR

von Bildung und Arbeit, die wir heute wie selbstverständlich zusammendenken, eindrücklich aufgezeigt.⁶ Ihm ist zuzustimmen, wenn er angesichts dieses „Verschwinden[s] der Antike“ von einem „Problemverlust“ und einer damit einhergehenden „Verarmung pädagogischen Denkens und einer Einschränkung zukünftiger Handlungsmöglichkeiten“ spricht.⁷ Auch deshalb könnte sich eine nicht nur historisch, sondern auch systematisch interessierte neuerliche Auseinandersetzung mit der Entwicklung des Erziehungs- und Bildungsdenkens in der Antike nach wie vor als spannendes und lohnenswertes Projekt erweisen.⁸

Die folgende Darstellung kann selbstverständlich nichts Derartiges leisten und beansprucht auch nicht, Neues zum Thema beizutragen. Es sollen lediglich einige Schlaglichter auf die pädagogische Praxis im klassischen Athen und die bildungsphilosophische Theoriebildung im 5. und 4. Jahrhundert geworfen und gelegentliche Hinweise auf interessante Literatur gegeben werden. Im ersten Teil wird dazu versucht, einen sehr kurzen Einblick in die Praxis des Lehrens und Lernens und des Unterrichts zu geben. Vor diesem Hintergrund soll dann vor allem ein bestimmtes bildungstheoretisches Motiv innerhalb der antiken Debatten aufgegriffen werden: Die Frage nach dem Wesen der (philosophischen) Bildung und nach den Möglichkeiten, aber auch den Grenzen des (philosophischen) Lehrens und Lernens. Dabei wird sich auf die Erziehungsgedanken der Sophisten sowie auf Platon, Isokrates und Aristoteles beschränkt, deren Entwürfe ihrerseits nur sehr flüchtig gestreift werden können. Vieles, gerade auch weniger Bekanntes, gerät so von Anfang an aus dem Blick, was aber in Kauf genommen werden muss.

Pauker und Pädagogen: Lehren und Lernen im klassischen Athen

In der didaktischen Diskussion ist heute noch manchmal, meist ironisch, von der sogenannten *4-Aufgaben-Methode* die Rede. Diese Methode ist leicht zu erlernen, Lehramtsstudierenden und ReferendarInnen aber dennoch eher nicht zu empfehlen. Sie geht wie folgt: Anschreiben, Abschreiben, Auswendiglernen, Aufsagen. Was heute kaum mehr offene Anhänger finden dürfte, war in der Antike anscheinend an der Tagesordnung.

Die wohl berühmteste Darstellung dieser Unterrichtspraxis findet sich auf der sogenannten „Schulschale“ des Vasenmalers Duris (ca. 505–465 v. Chr.). Ihre Außenseite zeigt einen bärtigen Lehrer, der auf einem Stuhl sitzt und eine Schriftrolle mit einem Hexameter in der Hand hält; ein Junge⁹ steht vor ihm, der das Geschriebene wohl auswendig vorträgt (Abb. 1).



**Abb. 1 und 2: Schulszenen auf einer Trinkschale
(Duris, 490–480 v. Chr.)**

Eine andere Szene zeigt einen weiteren sitzenden Lehrer, der bartlos und damit wohl jünger ist, wahrscheinlich ein Hilfslehrer (*hypodidaskalos*), der eine Wachstafel und einen Griffel hält. Wiederum steht ein Schüler vor ihm und wartet vielleicht darauf, dass der Lehrer mit dem Schreiben fertig ist (Abb. 2). Die Szenen werden jeweils durch die Anwesenheit eines Pädagogen (*paidagogos*) vervollständigt, ursprünglich ein zur Gruppe der Sklaven gehörender „Knabenführer“, der das Schulkind betreute, begleitete und in dessen „Aufgabenbereich [...] sich Schutz-, Versorgungs- und Erziehungsfunktionen [vermischten]“.¹⁰ Komplettiert wird die Außenseite durch zwei Darstellungen des Musikunterrichts; innen ist außerdem ein jugendlicher Athlet abgebildet, der gerade seine Sandalen auszieht.¹¹

Auf uns mögen Bilder wie diese zunächst durchaus vertraut wirken – sieht man davon ab, dass hier jeder Schüler einen eigenen Lehrer hat, weil die Institution Schule in der uns bekannten Form noch nicht existierte¹² und man, soweit man zu den Privilegierten gehörte, die es sich leisten konnten, auch nicht eigentlich zur Schule, sondern eher zum Haus des Lehrers (*eis didaskálon*) ging, der in seinen Privaträumen ein bestimmtes Fach unterrichtete. So bedeuteten die Jungen „auch keine bestimmte Schulzeit, sondern verließen irgendwann [...] das Haus des Lehrers.“¹³

Andererseits kann man hier bereits erahnen, dass die Rezeption tradierten Wissens anhand der *4-Aufgaben-Methode* diesen Unterricht weitestgehend beherrschte. „Insgesamt war der antike Schulunterricht“, notiert Annika Backe-Dahmen in ihrem reich bebilderten Band *Die Welt der Kinder in der Antike*, in dem sie zentrale Aspekte der Kindheit und des Aufwachsens beschreibt und dazu eine beeindruckende Menge an Quellen versammelt, „geprägt von Auswendiglernen, Abschreiben und Rezitieren. Das Zitieren großer griechischer Autoren war dabei kein reiner Selbstzweck, sondern sollte die Knaben an die ehrenvollen Taten der Vorfahren erinnern, sie in ihrem Geist und Wertesystem formen und bilden.“¹⁴ Die Lehrer, die keine besondere fachliche und pädagogische Ausbildung vorweisen mussten, verfügten dementsprechend auch „über ein sparsames Methodenrepertoire, ohne dass jemand daran Anstoß genommen hätte: Memorieren und Nachahmen in allen Fächern.“¹⁵ Nicht abgebildet hat der Maler die routinemäßigen Prügelstrafen, die im Falle einer Verweigerung der Schüler durch den Lehrer oder den Pädagogen, zu deren Aufgaben auch die Züchtigung gehörte, drohten.

Die „Schulschale“ liefert die Bilder zu einer ebenfalls sehr bekannten und wohl recht realitätsnahen Beschreibung der Erziehungs- und Unterrichtspraxis, die Platon dem Sophisten Protagoras im gleichnamigen Dialog in den Mund legt:

Solange sie leben, belehren die Väter ihre Kinder und weisen sie zurecht, und zwar vom frühesten Kindesalter an. Sobald ein Kind versteht, was man sagt, bemüht sich die Amme, die Mutter, der Erzieher und auch der Vater selbst darum, dass das Kind möglichst gut ist, indem sie es bei jeder Tat und bei jedem Wort belehren und ihm zeigen, dass dies gerecht ist, jenes aber ungerecht [...], und sie sagen: ‚Dies tu, jenes aber lass sein!‘ Und wenn das Kind von sich aus gehorcht, [ist’s gut], sonst aber biegen sie es wie ein verdrehtes und krummes Stück Holz durch Drohungen und Schläge gerade. Wenn sie später ihre Kinder in die Schule schicken, legen sie viel mehr Wert darauf, dass sie mit Sorgfalt zu Anstand erzogen werden als dass sie lesen und schreiben und Musik lernen. Und auch die Lehrer bemühen sich darum, und wenn die Kinder dann die Buchstaben gelernt haben und gerade dabei sind, Geschriebenes zu verstehen wie vorher Gesprochenes, legen sie ihnen als Lesestoff die Werke guter Dichter auf ihre Schulbänke und lassen sie diese auswendig lernen. Werke, in denen viele Mahnungen enthalten sind, viele lobende Erzählungen [...] über vortreffliche Männer der Frühzeit, damit das Kind sie eifrig nachahmt und auch so werden möchte. [...]

Platon, Protagoras, 325d–326a.¹⁶

Führt man sich die Zielsetzungen und Methoden eines solchen Unterrichts vor Augen, kann man insgesamt meinen, wir hätten ein genaues Gegenbild dessen vor uns, was der zeitgenössische pädagogische Diskurs fordert, der auch schon im Elementarbereich von Schlagworten wie „Schülerorientierung“, „entdeckendem“ und „forschendem Lernen“ geprägt ist, während der Begriff der „Nachahmung“ kaum mehr eine Rolle spielt, und der Drohungen, Gewalt und Zwang grundsätzlich ablehnt. Umso tiefgreifender und radikaler können dann auch die Vorstellungen der philosophischen Denker dieser Zeit anmuten, die sich weniger die Frage stellten, wie Lesen, Schreiben, Rechnen und Musizieren zu vermitteln sei, sondern sich vor allem dem Problem widmeten, wie ein Unterricht, der über eine übende Aneignung elementarer Kulturtechniken hinausgeht, gestaltet werden könnte und wie insbesondere die Philosophie gelehrt und gelernt werden könne. Einige dieser Ideen insbesondere der Sophisten, von Platon und Isokrates sowie Aristoteles sollen im zweiten Teil vorgestellt werden, der in der nächsten Ausgabe erscheint.

¹ So etwa Carola Kuhlmann: *Erziehung und Bildung. Einführung in die Geschichte und Aktualität pädagogischer Theorien*. Wiesbaden 2013, S. 13.

² Eugen Fink: *Metaphysik der Erziehung im Weltverständnis von Plato und Aristoteles*. Frankfurt a. M. 1970, S. 7.

³ Hier seien stellvertretend nur zwei neuere Beispiele genannt: Die Monographie zur Moralpädagogik von Timo Hoyer: *Tugend und Erziehung. Die Grundlegung der Moralpädagogik in der Antike*. Bad Heilbronn 2005 sowie der ausführliche Überblicksartikel von Jörg Ruhloff: Bildungsphilosophie. Wahrheitsfragen und kulturgeschichtliche Erläuterungen ihrer Anfänge, in: *Topologik – Rivista Internazionale di Scienze Filosofiche, Pedagogiche e Sociali* 17 (2015), S. 96–145. Als wichtige ältere Darstellung siehe Ernst Lichtenstein: *Paideia. Die Grundlage des europäischen Bildungsdenkens im griechischen Altertum. Bd. 1: Der Ursprung der Pädagogik im griechischen Denken*, Hannover 1970.

⁴ Detlef Gaus: *Platon als Theoretiker des Pädagogischen. Eine Erörterung erziehungs- und bildungstheoretisch relevanter Aspekte seines Denkens*. Frankfurt a. M. 2012, S. 15.

⁵ Henri Irénée Marrou: *Geschichte der Erziehung im klassischen Altertum*. Freiburg/München 1957, S. 2.

⁶ Jörg Ruhloff: Ausgrenzung der Antike als Problemverlust – zum Verhältnis von Bildung und Arbeit, in: *Topologik – Rivista Internazionale di Scienze Filosofiche, Pedagogiche e Sociali* 15 (2014), S. 83–93.

⁷ Ebd., S. 83.

⁸ Ein solches Projekt wäre natürlich nicht neu. Zu erinnern ist vor allem an die außerordentlich einflussreiche, allerdings in mancherlei Hinsicht durchaus problematische, monumentale Studie von Werner Jaeger, die zuerst 1934–1947 in drei Bänden erschien: *Paideia. Die Formung des griechischen Menschen*.

ANTIKE INTERDISZIPLINÄR

Berlin/New York 1973. Zu Jaegers Konzeption der Paideia im Kontext der spezifischen Antike-Rezeption und ‚Platon-Mode‘ im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts siehe nun auch Richard Pohle: *Platon als Erzieher. Platonrenaissance und Antimodernismus in Deutschland (1890–1933)*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2017, insbes. S. 249–290. Siehe auch die Beiträge in dem ihm gewidmeten Sammelband von Colin Guthrie King/Roberto Lo Presti (Hg.): *Werner Jaeger: Wissenschaft, Bildung, Politik*. Berlin/ Boston 2017.

⁹ Diese und die folgenden Ausführungen beziehen sich zunächst auf die Bildung und Ausbildung der männlichen Heranwachsenden und lassen dabei den eigentlich sehr wichtigen Aspekt der körperlichen und musischen Erziehung zunächst beiseite.

¹⁰ Timo Hoyer: *Sozialgeschichte der Erziehung. Von der Antike bis in die Moderne*. Damstadt 2015, S. 19.

¹¹ Zu diesen Abbildungen und zur damit verbundenen

Ikonographie siehe auch Raffaella Criore: *Gymnastics of the Mind. Greek Education in Hellenistic and Roman Egypt*. Princeton 2001, S. 15ff.

¹² „In the ancient world ‚school‘ is hard to define“, bemerkt Bloomer, „especially in its physical makeup.“ Er listet sodann mit Blick auf das 5. Jahrhundert vereinzelte Belege auf Schulgebäude auf. W. Martin Bloomer: *The Ancient Child in School*, in: Judith Evans Grubbs et al. (Hg.): *The Oxford Handbook of Childhood and Education in the Classical World*. Oxford 2013, S. 444–461, hier: S. 452.

¹³ Timo Hoyer: *Sozialgeschichte der Erziehung* (wie Anm. 10), S. 20.

¹⁴ Annika Backe-Dahmen: *Die Welt der Kinder in der Antike*. Mainz 2008.

¹⁵ Timo Hoyer: *Sozialgeschichte der Erziehung* (wie Anm. 10), S. 21.

¹⁶ Zitiert nach der Tusculum-Ausgabe: Platon: *Protagoras. Anfänge politischer Bildung*. Griechisch-deutsch. Herausgegeben, übersetzt und erläutert von Karl und Gertrud Bayer. Düsseldorf 2008.

Das Alexandria-Projekt und die Folgen

Das Museion als interkulturelles und mediengestütztes Wissenszentrum

VON UDO REINHOLD JECK

Im Museion und in den Bibliotheken zu Alexandria erreichte die antike Wissenschaftsorganisation ihren Höhepunkt. Von Alexandria existieren heute nur noch wenige Ruinen. In den Stürmen des religiösen Fundamentalismus der Spätantike ging auch der Geist Alexandrias zunächst unter. Eine Idee verschwand jedoch nicht: Es ist die Einsicht, dass das zusammengeführte und allgemein zugängliche Wissen der Menschheit nicht nur einen Aufschwung aller Wissenschaften, sondern auch eine Emanzipation des Menschen herbeiführt. Diese Idee erlebt in der gegenwärtigen Wissensgesellschaft eine Renaissance. Dass Alexandria am Anfang dieser Entwicklung steht, geriet allerdings fast in Vergessenheit. Dennoch steht seine Wirkung auf die Gegenwart fest; diese bedarf jedoch in ihren Einzelheiten noch der näheren Erforschung (Alexandria-Projekt).

1. Eine Theorie der modernen Welt darf nicht nur den Begriff der Information in den Mittelpunkt stellen, sondern sollte auch jene Grundstrukturen analysieren, die sich die gegenwärtige Wissensgesellschaft geschaffen oder in ihrem Sinne modifiziert hat. Dazu gehört die Universität. Sie spiegelt heute den Einfluss der Weltzivilisation, agiert international und verliert immer dann an Bedeutung, wenn ihre Leistungen nicht auf einem globalen Fundament des Wissens stehen. Wer jedoch nach den Anfängen dieser universellen Tendenz sucht, muss die antike Geistesgeschichte

befragen. Sie zeigt, dass die griechische Wissenskultur ihre höchste Vollendung in Alexandria gefunden hat.

2. Dieses einzigartige Projekt begann, als Alexander der Große – nicht nur ein strategisch hoch begabter Feldherr und rücksichtsloser Eroberer, sondern auch ein vielfältig gebildeter Politiker mit interkulturellen Motiven – nach Asien übersetzte, Ägypten unterjochte und im Delta des Nils Alexandria gründete. Die Unterwerfung einer Hälfte des persischen Reiches stellte ihn jedoch nicht zufrieden. Er eroberte den Rest des Imperiums, drang zuletzt bis nach Indien vor und erreichte auf dem Rückweg Babylon, wo er aus noch ungeklärten Gründen plötzlich verstarb. Das Reich Alexanders zerbrach danach schnell, mächtige Generäle (Diadochen) teilten es unter sich auf, und als eines dieser Fragmente blieb Ägypten zurück, wo sich die Ptolemäer als Nachfolger Alexanders dauerhaft an der Macht hielten. Sie setzten zunächst die universellen Bestrebungen des Makedonen fort, doch eine Restitution des Alexanderreiches gelang ihnen nicht; sie eroberten die damals bekannte Welt auf andere Weise, nämlich mit geistigen Waffen.

3. Die weitere Entwicklung Ägyptens spiegelt sich vor allem im Glanz seiner Hauptstadt Alexandria. Innovative Architekten strukturierten diese hellenistische Polis im monumentalen Stil: Großzügige Residenzen und großartige Tempel signalisierten Macht und kulturellen Herrschaftsanspruch, weite Straßen durchzogen linear

die Metropole und dienten der internen Kommunikation. Die mediterrane Lage dieser Polis und der offene Zugang zum Nil begünstigte ihre Partizipation am internationalen Handel: Einerseits gab es Häfen für das Mittelmeer, andererseits ließ sich durch das Rote Meer sogar Indien erreichen. Als günstiger Verkehrsknotenpunkt gelangte diese internationale Handelsstadt zu ungeheurem Reichtum, so dass bedeutende Mittel für kulturelle Leistungen zur Verfügung standen. Man hat Alexandria daher mit Recht das New York der Antike genannt.

4. Die Bevölkerung Alexandrias setzte sich aus zahlreichen Elementen zusammen. Das förderte den multi-kulturellen Charakter dieser Stadt. Als Staatssprache galt das Griechische, im Hinterland sprach man ägyptische Dialekte, im Hafen ertönten alle Weltsprachen. Diese einzigartige kulturelle Mannigfaltigkeit signalisiert den besonderen Status dieser Metropole und gilt als eine der Ursachen ihrer erstaunlichen wissenschaftlichen und kulturellen Leistungen.

5. Vor allem die kulturellen Einrichtungen begründeten den Weltruhm Alexandriens. Dazu zählt das Museion in der Nähe des Königspalastes mit einer der beiden bedeutenden alexandrinischen Bibliotheken. Diese Institution besaß kaum Ähnlichkeit mit einem heutigen Museum, denn sie diente nicht der Ausstellung von Kunstwerken, sondern als Stützpunkt der damaligen geistigen Elite, die sich dort, soweit sie im Dienste der Ptolemäer stand, zum Studium und zur Diskussion versammelte. Insofern lässt es sich eher mit der pythagoreischen Schule, der platonischen Akademie und dem Lyzeum des Aristoteles vergleichen, aber, viel großzügiger geplant und besser ausgestattet als diese, erreichte es damals beispiellose Dimensionen.

6. Alexander von Humboldt hat im *Kosmos* (1847) über das Museion nachgedacht¹. Obwohl seine Analyse noch den Duktus der Goethezeit trägt und insofern deutlich den Einfluss seines Bruders Wilhelm zeigt, besitzt sie nicht ohne Grund auch heute noch großes Gewicht: Alexander stand an der Spitze eines internationalen Netzwerkes bedeutender Gelehrter. Wie sein Bruder Wilhelm verfügte er über weitreichende Erfahrungen in der behutsamen Zusammenführung von Wissenschaftlern und der engen Verknüpfung bedeutender Institutionen zur Förderung der Wissenschaften. Zudem erlangte er im Lauf seines langen Lebens eine einzigartige universelle Bildung. Daher begriff er wie kaum ein anderer das Wesen der wissenschaftlichen Praxis zu Alexandria und fasste es in wenigen Sätzen zusammen: Die politische Führung Alexandriens, so meinte er, erkannte und förderte die praktischen Vorteile einer Annäherung der Gelehrten im Sinne

wohlwollender Kollegialität. Sie verstand zudem den interdisziplinären Nutzen einer enzyklopädischen Ansammlung von Wissen für vergleichende Analysen und wissenschaftliche Verallgemeinerungen. Darüber hinaus gewährte sie den Wissenschaftlern als absolute Notwendigkeit für erfolgreiche Forschung großzügig Freiheit nach allen Richtungen und in allen Disziplinen. Dabei störte es keineswegs, dass die wissenschaftliche Elite aus Griechenland in einer fremden, orientalischen Umgebung agierte, so lange nur ihr „Scharfsinn“, den Humboldt auf Grund seiner klassizistischen Bildung allein bei den Griechen verwirklicht sah, gewahrt blieb.

7. Das war nicht umsonst zu haben. Gefördert durch eine zielstrebige Kulturpolitik der Ptolemäer standen die Gelehrten des Museions im Dienste des Staates und erhielten von ihm ihre Entlohnung. Wie sich die Politik zu den Wissenschaften, den Wissenschaftlern und den wissenschaftlichen Institutionen verhält oder verhalten soll, ist daher keine neue Frage, sondern eine diffizile Problematik, die bis in die Antike zurückreicht. Fest steht jedoch: Der Staat der Ptolemäer ließ zwar gewaltige Steuermittel in die Kulturpolitik fließen, aber er verschwendete sie nicht ziellos, sondern erhielt als Gewinn beachtliche Ergebnisse, wie die zahllosen neuartigen Erkenntnisse und die beispiellosen wissenschaftlichen Erfolge dokumentieren, die bedeutende Gelehrte in Alexandria erzielten; diese damals revolutionären Forschungen können hier leider nicht zur Sprache kommen.

8. War das Museion eine Akademie, ein wissenschaftliches Institut oder gar eine Denkfabrik? Etwas von allem, jedoch keines ganz, sondern viel mehr als das: Obwohl es seine Existenz gezielter Planung und einer durch Steuern finanzierten Kulturpolitik verdankt, ruhte das innere Wesen dieser Institution als Tempel der Musen auf höherem Grund.² In den Musen verehrten die Griechen übergeordnete geistige Mächte und Gewalten bzw. die divina Dimension ihrer eigenen intellektuellen Potentialität und künstlerischen Kreativität. Platon hat im *Kratylos* den Namen und die Eigenschaften dieser schöpferischen Gottheiten näher bestimmt: Nach seiner Ansicht brachte der Gott Apollon einst die Musen und die musischen Künste entsprechend dem Wort $\mu\acute{\omega}\sigma\theta\alpha\iota$, das ‚ersinnen‘ bedeutet, hervor und stellte dabei das kreativ-fragende Suchen ($\zeta\eta\tau\eta\sigma\iota\varsigma$) sowie die Philosophie ($\phi\iota\lambda\omicron\sigma\sigma\phi\iota\alpha$) in den Mittelpunkt.³ Die Alexandriner nannten daher völlig zu Recht ihr aus musisch-apolinischem Geist gestiftetes wissenschaftliches Institut ein Museion. Daher lässt sich leicht nachvollziehen, dass die Forschung in Alexandria nach dem Untergang der heidnischen Götter und dem Aufstieg des so andersartigen christlichen Gottes nach modifizierten Leitlinien und Schwerpunkten erfolgte.

ANTIKE INTERDISZIPLINÄR

9. Hesiod dachte die Musen als Töchter des Zeus und der Mnemosyne (Gedächtnis). Aristoteles leitete in der *Metaphysik* den Anfang aller Wissenschaft aus der Pflege des Gedächtnisses ab. Als die Alexandriner daher im großen Stil mit dem Sammeln von Büchern begannen und schnell ihre Bibliotheken aufbauten, sicherten sie das Gedächtnis und geistige Erbe der Menschheit. Und weil das Museion Zugang zu diesen Instrumenten besaß, vermochte der Zusammenschluss einer ungewöhnlichen Masse von Literatur mit äußerst produktiven Intellektuellen differenter Herkunft einen damals singulären Ort des Studiums zu generieren.

10. Aber lässt sich das Museion auch mit einer modernen Universität vergleichen? Allerdings, doch nur in gewissen Grenzen; beide Institutionen zentrieren sich auf den wissenschaftlichen Zugang zu Informationen. Und schon die Bibliothekare Alexandriens erstrebten nicht allein eine Anhäufung, sondern auch eine verbesserte Verfügbarkeit von Wissen, das heißt, indem sie alle damals erreichbare Literatur sammelten und strukturierten, schufen sie mit ihren Bibliotheken einen nutzbaren Medienbestand, kein diffuses Bücheraggregat. Sie steigerten dadurch die Verfügbarkeit des Wissens in einer bis dahin nicht gekannten und auch lange danach nicht mehr erreichten Intensität. Aber schon damals blieb die Menge des Wissens ohne Strukturierung für den Einzelnen unübersehbar. Auch darin liegt die Modernität Alexandrias.

11. Die Rolle der alexandrinischen Bibliotheken übernimmt heute mehr und mehr das Internet, das ebenfalls eine uneingeschränkte Verfügbarkeit von Informationen realisieren will. Die Alexandriner initiierten demnach einen Prozess, der in der heutigen Mediengesellschaft gipfelt. Er lässt sich historisch erforschen und informationstheoretisch verstehen. Er kann aber auch zum Gegenstand philosophischer Forschung aufsteigen; für derartige Fragen steht heute die Medienphilosophie zur Verfügung.

12. Diese neue Disziplin hat erkannt, dass die Bereitstellung von Information allein nicht Kreativität und Produktivität sichert. Es bedarf vielmehr geeigneter Methoden, um die Masse des Wissens zu ordnen und zu erschließen. Weit vor elektronischen Suchmaschinen wirkten alexandrinische Gelehrten an der Entdeckung, Weiterentwicklung und Durchsetzung derartiger Strategien entscheidend mit. Lange sah die Wissenschaftsgeschichte in ihnen nur untergeordnete Geister, heute steht ihre Bedeutung nicht mehr in Frage. Sie gelten vielmehr als Pioniere der neuzeitlichen Wissensgesellschaft.

13. Kann die gegenwärtige Universität von ihnen lernen? Ja und nein. Die unermessliche Macht einer verschwindend geringen Wissenselite ist für immer Geschichte, aber ihre geschärfte Sensibilisierung für die Bedeutung signifikanter Strategien zur Erschließung großer Wissensmengen bleibt aktuell.

14. Welche Aufgaben stellen sich der Universität aus diesem Horizont? Eins der Ziele der modernen Universität sollte in der Erziehung von intellektuellem Nachwuchs liegen, der sich der gegenwärtigen Informationsflut gewachsen zeigt und ihr nicht kritiklos verfällt. Moderne Lehrkräfte müssen den Studierenden deshalb sichere Wege zur Erlangung wesentlichen Wissens weisen. Dazu benötigen sie jedoch selbst eine strukturierte geistige Grundlage, die einerseits den Anforderungen der modernen Welt entspricht, andererseits aber nicht lediglich die Qualität eines wesenlosen Wissens-Konglomerats ohne systematische Struktur und axiomatischer Fundierung besitzt. Im Hinblick darauf – und in diesem Zusammenhang – kann philosophische Bildung unterstützend wirken.

1 Vgl. Alexander von Humboldt, *Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung*. Zweiter Band, Stuttgart/Tübingen 1847, 206–207: „Es ist diesen Blättern vorbehalten hauptsächlich das hervorzuheben, was die Epoche der Ptolemäer durch das Zusammenwirken äußerer Verhältnisse, durch Stiftung und planmäßige Ausstattung zweier großer Anstalten (des alexandrinischen Museums und zweier Büchersammlungen im Bruchium und in Rhakotis), durch die collegialische Annäherung so vieler Gelehrter, die ein praktischer Sinn belebte, geleistet hat. Das encyclopädische Wissen erleichterte die Vergleichung des Beobachteten, die Verallgemeinerung von Naturansichten. Das große wissenschaftliche Institut, welches den ersten beiden Lagiden seinen Ursprung verdankte, hat unter vielen Vorzügen lange auch den behauptet, daß seine Mitglieder frei nach ganz verschiedenen Richtungen arbeiteten und dabei doch, in einem fremden Lande angesiedelt und von vielerlei Volksstämmen umgeben, das Charakteristische hellenischer Sinnesart, hellenischen Scharfsinnes bewahrten.“

2 Vgl. Meyers *Konversations-Lexikon*, 5. Aufl., Bd. XII, Leipzig/Wien 1896, 658b: „Nach der ältesten Sage sind sie die Töchter des Uranos und der Gaa, nach Homer des Zeus, nach Hesiod des Zeus und der Mnemosyne, nach andern des Apollon. Ursprünglich gab es nur eine Muse, dann steigt ihre Zahl von drei bis neun, die stets eine zusammengehörige Gruppe bilden. Drei sollen es gewesen sein, deren Dienst die Aloiden, Otos und Ephialtes, zuerst auf dem Helikon einführten, nämlich Melete („Nachdenken“), Mneme („Gedächtnis“) und Aoide („Gesang“). Aratos kennt ihrer vier als Töchter des Zeus und der Plusia ... Die gewöhnlich angenommene Zahl der M. war aber neun, und wir finden dieselbe schon bei Hesiod, welcher ihnen folgende Namen gibt: Kleio, Euterpe,

Thaleia, Melpomene, Terpsichore, Erato, Polyhymnia, Urania, Kalliope.“

3 Vgl. Platon, Crat. 406a3–6, in: Platonis opera tom.I, Oxonii 1995,223: τὰς δὲ Μούσας τε καὶ ὅλως τὴν μουσικὴν ἀπὸ τοῦ μῶσθαι, ὡς ἔοικεν, καὶ τῆς ζητησεῶς τε καὶ

φιλοσοφίας τὸ ὄνομα τοῦτο ἐπωνόμασεν. (ders., Sämtliche Werke 2, Hamburg 1957,148: „Die ‚Musen‘ aber und überhaupt die Musik hat er <Apollon, U.R. Jeck> wohl offenbar vom Nachsinnen (*mosthai*), also von der Liebe zum Nachforschen und zur Weisheit so genannt“).



McGill University Campus

My Pathway To Classics

A PERSONAL ACCOUNT BY ZOË POOLE

Zoë Poole is currently completing her joint honours BA with in Philosophy and Political Science at McGill University in Montreal, Canada. In this report she tells the story of how she became involved in the study of classical antiquity—a very personal account, but also one which captures the lasting importance of Classics in a world that is changing faster and faster every day.

In *Why Read the Classics?* Italo Calvino proposes the definition of a classic as “a work which persists as background noise even when a present that is totally incompatible with it holds sway”; a definition which fittingly captures the presence of classical antiquity in my own life. To begin, I am not a ‘classic’ Classics student: I know no Greek or Latin; I have only ever taken two courses in Classics. Nevertheless, classical works and themes seem to have persisted strongly in the background of the current of my life, with my first stumble over classical antiquity as a young child when I was given Greek myths as bedtime stories.

Last autumn I found myself recalling these myths in a class on Greek mythology. I enrolled in the class with a friend, a fellow Philosophy student, for two reasons: it was reputed to be incredibly easy, and we were mutually obsessed with Donna Tartt’s *The Secret History*, a novel about a group of classics-obsessed youths and a reflection on beauty and terror, the fatal flaw of perfectionism, and the violent conflict between cultivated intelligence and primitive emotions and desires. I read it roughly around the same time that I discovered the works of Anne Carson, a contemporary Canadian writer who has done translations of classical works as well as poetry and essays on classical figures and themes; and Cy Twombly, an American artist whose scribbly works often feature classical myths and allegories (“Apollo and the Artist”, “Achilles Mourning the Death of Patroclus”). That winter I was taking two courses on ancient philosophy: one on Plato, and one on ancient moral theory (covering Aristotle’s *Nicomachean Ethics* and the works of the Epicureans and the Stoics). In both classes I once again confronted the classical conflict between the rational and the primitive, emotive, appetitive self.

That conflict dominates in many of the myths we covered in the course on Greek mythology, too. While considered a ‘bird’ course¹ at McGill University, I found it interesting and engaging enough that I emerged not only with an increased obsession with Classics but also a desire to continue to study them at an academic level. While studying abroad at the University of Oslo, I enrolled in a course on ancient literature in translation, in which we were assigned five major staples: Homer’s *Odyssey*, Sophocles’ *Theban Plays*, Plato’s *Symposium*, Virgil’s *Aeneid*, and Ovid’s *Metamorphoses*. In the cold Norwegian winter, nothing felt better than curling up with a compelling book and a mug of tea, and these classics provided no exception: I was captivated by the language of the *Odyssey*, by Homer’s wine-dark sea; *Antigone* was heartbreaking, true to tragedy; the *Metamorphoses* entertaining enough as to illicit real laughter...

I carried those classics back to Montreal with me this summer, in print yet also in mind. While I have always enjoyed ancient philosophy, the course on ancient literature taught me to love not only the content of ancient works but also their complexities of language and structure. I desired to explore how literary aspects played into the philosophical understanding of ancient texts, and so spent my early summer days editing and expanding a paper I had written for my ancient literature class on the characterization of Socrates in Plato’s *Symposium*. In the paper, to be published in Berkeley’s Undergraduate Journal of Classics this autumn, I argue that taking into account Socrates’ characterization alters the traditional

interpretation of Plato’s theory of love. Prior to studying classical literature, I would have been disinclined to include literary nuances into philosophical interpretation; now I am convinced both are essential for understanding the meaning of a text.

At present, I am back at McGill University, completing my degree in Philosophy. While unable to take any more classics courses, my brief stint studying Greek mythology and ancient literature as well as my exposure to ancient authors through the philosophy department has left me with an undying appreciation for classical antiquity; for the struggle between intellect and emotive, appetitive desire that characterizes myth and human existence; for the complexity and nuance that characterize language and life. In this sense, it is unsurprising that classical works and themes have persisted as the background of my life in the modern era: while more than 2000 years separate us from classical antiquity, there is no separation from the ancients in our humanity.

¹ A ‘bird course’ is a course reputed to be exceptionally easy, to the extent that simply by taking it you are almost guaranteed to receive the highest grade possible. While ‘bird courses’ are usually introductory courses in niche subjects (the most popular ones at McGill University include the chemistry of food, the art of listening to music, and of course, Greek mythology), they attract students from all programs and departments for their ability to increase one’s GPA with little effort required.

Quid novi? Antikerezeption in Film, Comics und Videospielen

EINE KOLUMNE VON ARNOLD BÄRTSCHI

Nachdem zuletzt einige Rezeptionszeugnisse zum umstrittenen Kaiser Nero im Mittelpunkt standen, ist diese Ausgabe der Kolumne vornehmlich den Amazonen gewidmet, die ihrerseits eine vielseitige Rezeption erfahren haben. Die Heldinnen Wonder Woman und Atalante, die bereits in früheren Ausgaben von Nexus kurz erwähnt wurden,¹ sollen nun anhand dreier Neuerscheinungen eine etwas ausführlichere Besprechung erhalten, da sich daraus Rückschlüsse auf die moderne Funktionalisierung von Amazonenfiguren ziehen lassen.

Starke vs. aufreizende Amazonen

Die Figur Wonder Woman ist aufgrund ihres Charismas und ihrer Popularität unbestritten eines der Flaggschiffe des Comicverlags *DC Comics* und eine der wichtigsten Superheldinnen der Comicindustrie überhaupt, weswegen ihrem ersten Auftritt auf der Kinoleinwand vor einem Jahr im Superheldenfilm *Batman v Superman: Dawn of Justice* (Regisseur: Zack Snyder. USA 2016) besondere Bedeutung zukam. Zwar hatte die Amazonenprinzessin, die von Autor William Moulton Marston und Zeichner Harry George Peter geschaffen wurde und 1941 in *All Star Comics* #8 zum ersten Mal in Erscheinung trat, bereits eine Realverfilmung in Form einer 59-teiligen Fernsehserie (*Wonder Woman*. Entwickler: Douglas Schoolfield Cramer/Stanley Ralph Ross. USA 1975–1979)

und zahllose Zeichentrickfilm-Umsetzungen erhalten, eine Realverfilmung im Kinoformat war ihr aber trotz ihrer Beliebtheit bislang versagt geblieben. Da die Figur von Anfang an als Projektionsfläche für feministische Debatten konzipiert und genutzt wurde, waren die Erwartungen an die erste auf sie fokussierte Verfilmung *Wonder Woman* (R.: Patty Jenkins. USA 2017) dementsprechend hoch, zumal Frauenfiguren amerikanischer Superheldencomics viel zu oft mit stereotypen Merkmalen ausgestattet werden, die auf eine mehrheitlich männliche Leserschaft dieses Comicgenres ausgerichtet sind. Dazu gehören insbesondere eine sexualisierte Darstellung, die Beschränkung von Charakterzeichnung auf Rollen wie „die Dame in Nöten“, „die Eigensinnige“ oder „die Emotionale“ sowie eine generelle Marginalisierung im Rahmen von Erzählungen, die primär von männlichen Muskelprotzen geprägt sind.

Angesichts dieser schwierigen Ausgangslage und der überaus langen und wechselreichen Produktionszeit des Films seit 1996 ist Regisseurin Patty Jenkins mit Gal Gadot in der Hauptrolle eine vielschichtige und glaubwürdige Inszenierung von *Wonder Woman* a. k. a. Diana Prince gelungen, die der besonderen Bedeutung der Heldin Rechnung trägt und ihre Wahrnehmung für nachfolgende Superheldenfilme wie *Justice League* prägt (R.: Zack Snyder. USA 2017). Die im Film dargestellte Hintergrundgeschichte basiert auf verschiedenen Phasen der Comicbücher und enthält dementsprechend unterschiedliche Aspekte der Figur, doch stehen insbesondere ihr Status als Amazonenkriegerin, ihre Rolle als Hüterin des Friedens und ihre Ursprünge in einem historischen Zeitkontext im Zentrum. Diese Aspekte basieren zum Großteil auf der ursprünglichen Darstellung William Moulton Marstons sowie der modernen Neuinterpretation der Figur durch Greg Potter und George Pérez, die 1987 ihren Anfang nahm.²

Durch die Erziehung und Ausbildung zur Amazone auf der verborgenen Insel Themiscyra werden Dianas Kampffähigkeiten sowie ihre Verbindung zu den olympischen Göttern erklärt. Dabei bildet die griechische Mythologie einen wichtigen Rezeptionshintergrund, der sich im Film in Form des Erzfeindes Ares, aber auch in der Ausgestaltung der paradiesischen Amazoneninsel niederschlägt. Der kriegerische Ursprung Dianas legitimiert zum einen genretypische Actionszenen und Martial-Arts-Einlagen, sorgt zum anderen aber auch dafür, dass sich *Wonder Woman* in einem wichtigen Punkt von vielen anderen Superhelden abhebt, nämlich darin, dass sie durchaus nicht davor zurückschreckt, ihre Feinde zu töten. Paradoxerweise ist damit aber wiederum eine starke pazifistische Aufgabe und Intention verbunden, denn seit der Neuausrich-

tung der Comicreihe 1987 fungieren die Amazonen als von den olympischen Gottheiten eingesetzte Hüterinnen des Friedens, die dafür Sorge tragen sollen, die Menschheit auf einen tugendhaften Pfad zu führen. Der düstere Zeitkontext des Ersten Weltkriegs, in dem die Geschichte angesiedelt ist, bietet eine starke Kontrastfolie zum bunten und isolierten Inselparadies Themiscyra und dem damit verbundenen Ideal, dem *Wonder Woman* aufgrund ihres hilfsbereiten und einfühlsamen Wesens gerecht werden will. Die Verfilmung rückt dadurch in die Nähe des Films *Captain America: The First Avenger* (R.: Joe Johnston. USA 2011) des Comic-Konkurrenten Marvel Comics, dessen Protagonist Captain America genauso wie *Wonder Woman* 1941 als Ikone für Amerikas Kriegspropaganda funktionalisiert wurde. Dass *Wonder Woman*s Ursprünge abweichend von den Comics in den Ersten Weltkrieg vorverlagert werden, sorgt dafür, dass nicht die Nationalsozialisten des Dritten Reiches, die in amerikanischen Comics nach wie vor als Personifikationen des Bösen Verwendung finden, sondern eine etwas differenzierte Kriegspartei Deutschland dargestellt wird, in der durchaus auch Fraktionen gezeigt werden, die den Krieg beenden möchten.

Vor diesem Hintergrund wird in der Verfilmung Dianas Entwicklung von einer überaus idealistischen und behüteten Kriegerin zu einer von Verlust und Bedauern gezeichneten, aber dafür umso standfesteren Superheldin dargestellt, die für dieses Genre so bezeichnend ist. Zwar werden zahlreiche Klischees dieses Filmgenres bedient, doch ist durchwegs ein augenzwinkerndes Spiel damit erkennbar. Das Aufeinanderprallen von mythischem Themiscyra und neuzeitlichem Europa des 20. Jahrhunderts bietet Möglichkeiten für allerlei komische Gags, die allerdings nicht Überhand nehmen und trotz aller Naivität die Ernsthaftigkeit *Wonder Woman*s nicht unterminieren. Überhaupt werden sämtliche Figuren ernst genommen und nicht in bestimmte Schubladen verfrachtet wie diejenige des Sidekicks, der nur der komischen Auflockerung dient. Das historische Setting wird darüber hinaus sehr subtil für feministische Kommentare genutzt, etwa, wenn dezent auf die Suffragette-Bewegung und die Einführung des Frauenwahlrechts in England im letzten Jahr des Ersten Weltkriegs hingewiesen wird. Wie bereits zu früheren Neuinterpretationen *Wonder Woman*s, wurde auch durch den Kinofilm eine feministische Debatte angefacht, die sich vor allem um die Fragen dreht, ob der Film zu viel oder zu wenig zur Gleichstellung von Frauen beiträgt und ob *Wonder Woman*s bein- und schulterfreies Outfit eine solche Botschaft nicht doch eher unterminiert. Die Regisseurin und die Hauptdarstellerin selbst haben sich ihrerseits dafür ausgesprochen, dass sich Stärke und Schönheit nicht gegenseitig

ausschließen müssen und dass sie persönlich für ihre Darstellung von Wonder Woman eine Mischung aus diesen Eigenschaften bevorzugen.³

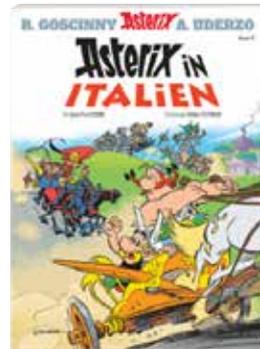


**Crisse, Didier: Atalante Bd.8.
Die Stiere von Kolchis.
ISBN: 978-3-95839-159-8.
14,80€.**

Im Vergleich mit dieser vielschichtigen Repräsentation einer Superheldin bewegen sich die Alben der französischen Comiceihe *Atalante*

von Autor und Zeichner Crisse und Kolorist Frédéric Besson stark im Fahrwasser stereotyper Frauendarstellungen in Comics. Im August 2017 ist beim Verlag *Splitter* Band 8: *Die Stiere von Kolchis* erschienen, im Februar 2018 wird Band 9: *Herakles' Geheimnis* in deutscher Übersetzung herausgebracht.⁴ Während Band 8 und der Anfang von Band 9 in enger Anlehnung an die antiken Mythendarstellungen den Erwerb des Goldenen Vlieses nacherzählen und wenig Überraschendes bieten, wird in Band 9 Atalantes Aufnahme bei den Amazonen dargestellt, denen sich die Heldin aus freien Stücken anschließen will. Die Nacherzählung der Argonautensage in Comicform ist geprägt von zahlreichen mythologischen Freiheiten – so schließen sich etwa eine Familie von Hippogreiften und die Chimäre der Expedition der Argonauten an – und einer Vielzahl von Gags, die allerdings mehrheitlich auf Klischees basieren und auch die Charakterzeichnung der Protagonistin Atalante betreffen, die als einzige Frau an der Fahrt der Argonauten teilnehmen darf. In ihrer Darstellung sind sämtliche oben erwähnten Stereotypen erkennbar, denn trotz ihrer Funktion als Hauptfigur schmollt sie die meiste Zeit über angesichts der sich anbahnenden Liebschaft zwischen Jason und Medea oder zieht sich eigensinnig zurück, wodurch sie in Gefangenschaft gerät und als typische „Dame in Nöten“ gerettet werden muss. Im Rahmen der Überwindung der Feuer speienden Stiere macht sie zwar ihrem mythischen Vorbild alle Ehre, indem sie die Monster mit ihrer Geschwindigkeit im Wettlauf in einen Hinterhalt lockt, doch wirkt ihr Anteil gegenüber den anderen Argonauten eher marginal, denn Herakles stellt sich den Stieren mit seiner Keule im Nahkampf, während die restlichen Helden die Ungeheuer in einem von ihnen erdachten Hinterhalt gefangen setzen. Dazu kommt, dass Atalantes Erscheinung überaus sexualisiert wird mit üppigen Kurven, vollen Lippen, einem beinfreien Aufzug und ausladendem Ausschnitt, in Band 9 sogar mit einer Badeszene, die abgesehen von der Zurschaustellung von noch mehr nackter Haut keinerlei dramatische Funktion besitzt. Auch die Darstellung

der Amazonen im selben Band bedient eher männliche Phantasien, wenn sie halb nackt tanzend, beim Baden oder als Liebhaberinnen gefangener Männer in Szene gesetzt werden. Angesichts dieser Figurenzeichnung bestätigt sich leider erneut, wie gängig solche Frauendarstellungen in der Comicindustrie noch immer sind.



**Ferri, Jean-Yves; Conrad,
Didier; Löken, Klaus
(Übersetzer): Asterix in Italien.
Egmont Comic Collection.
ISBN: 377044037. 6,90€**

Gallier auf der Überholspur

Kurz sei zum Schluss auf das Erscheinen des 37. Asterix-

bandes *Asterix in Italien* von Autor Jean-Yves Ferri und Zeichner Didier Conrad beim Verlag *Egmont* im Oktober 2017 hingewiesen. Im dritten von ihnen betreuten Abenteuer schicken sie die Gallier auf ein Wagenrennen von Monza nach Neapel, das den Wert der antiken römischen Straßen unter Beweis stellen soll und allen Völkern des römischen Reichs offensteht. Diese Prämisse bietet zahlreiche Möglichkeiten für anachronistische nationale Stereotypen, von denen viele der früheren Asterixbände leben, sie wird von dem Künstlerduo aber auch dafür genutzt, die Vielfalt des *Imperium Romanum* vor Augen zu führen. So entpuppen sich „die Römer“ in diesem Band als eine unter vielen italischen Volksgruppen, die ihre Unabhängigkeit von Rom genauso bewahren wollen wie die unbeugsamen Gallier, und statt der klassischen Goten früherer Bände, die Pickelhauben tragen und in Frakturschrift sprechen, nehmen nun etwa auch Markomannen am Rennen teil. Die Handlung selbst ist zwar nicht besonders komplex, sehr geradlinig und ein wenig vorhersehbar, dafür ist das Album voller spritziger kleiner Anspielungen auf frühere Abenteuer, berühmte Persönlichkeiten, historische Begebenheiten und Sprichwörter. Zwei persönliche Highlights des Verfassers sind die Umsetzung des Sprichworts „Alle Wege führen nach Rom“ und die „Verwandlung“ Caesars in einen anonymen römischen Bürger auf den ersten paar Seiten. Es lohnt sich übrigens, bei Gelegenheit in die Rubrik „Lexikon: Sprachspiele und Assoziationen“ der Homepage www.comedix.de zu schauen, wo von engagierten Fans systematisch sämtliche Anspielungen der Asterixalben gesammelt werden.

Haben Sie bestimmte Titel vermisst oder hätten Sie zu einigen Neuerscheinungen gerne ausführlichere Besprechungen erhalten? Wünsche, Anregungen oder Ergänzungen zur Kolumne können Sie jederzeit gerne an arnold.baertschi@rub.de senden, damit die Kolumne auch Ihre Interessen abdeckt!

¹ Vgl. die Kolumnen der Nexus- Ausgaben 1 & 3.

² Vgl. den ausführlichen Artikel zu Wonder Woman bei Wikipedia, insbesondere den Abschnitt „Publication History of Wonder Woman“, den Comicfans wie andere Artikel zu Superheldencomics mit einem unglaublichen Zeitaufwand und Effort geschrieben haben: https://en.wikipedia.org/wiki/Wonder_Woman [Letzter Zugriff am 16.11.2017].

³ Vgl. den ausführlichen Artikel zum Film bei Wikipedia, der nicht nur zahlreiche Verweise zu Rezensionen, sondern auch zur Feminismusdebatte aufweist: [https://en.wikipedia.org/wiki/Wonder_Woman_\(2017_film\)](https://en.wikipedia.org/wiki/Wonder_Woman_(2017_film)) [Letzter Zugriff am 16.11.2017].

⁴ Vgl. <https://www.splitter-verlag.de/atalante-bd-8-die-stiere-von-kolchis.html> und <https://www.splitter-verlag.de/atalante-bd-9.html> [Letzter Zugriff am 16.11.2017].

⁵ Vgl. <https://www.egmont-shop.de/asterix-nr-37-asterix-in-italien.html> [Letzter Zugriff am 16.11.2017].

⁶ Vgl. <http://www.comedix.de/lexikon/special/sprachspiel/index.php> [Letzter Zugriff am 16.11.2017].

Die *Orestie* in Düsseldorf und in Bochum

EIN VERGLEICH ZWEIER INSZENIERUNGEN VON HELLMUT FLASHAR

Die *Orestie* des Aischylos wird gegenwärtig überhaupt zum ersten Mal im Bochumer Schauspielhaus aufgeführt. Da gleichzeitig die *Orestie* auch in Düsseldorf gegeben wird, kann eine vergleichende Besprechung beider Inszenierungen sinnvoll sein.

Zur Eröffnung der Spielzeit 2017/18 ist im Düsseldorfer Schauspielhaus (in der Übergangsspielstätte Central) die *Orestie* des Aischylos aufgeführt worden. Die Premiere war am 14.09.2017. Regie führt Simon Solberg, der durch Inszenierungen in Frankfurt/M., Basel und Mannheim bekannt geworden ist. Zugrunde liegt die so theatertaugliche Übersetzung von Peter Stein, bearbeitet von Robert Koall und gekürzt auf eine Spieldauer von 2 Stunden und 50 Minuten.



Der Chor aus Aischylos' *Agamemnon*, daneben mit Aktenkoffer Agamemnon. Inszenierung der *Orestie* im Düsseldorfer Schauspielhaus.

Schon der Prolog des Wächters im *Agamemnon*, der bei Aischylos berichtet, wie er jahrelang auf dem Dach des Atridenpalastes Nacht für Nacht auf das von Klytaimestra erfundene Feuerzeichen vom Fall Troias wartet, beginnt mit der Nachricht von der

Einnahme Troias, die der Wächter auf einem großflächigen Computer empfängt. Der Chor, der bei Aischylos aus den alten Männern besteht, die schon zehn Jahre zuvor für den Feldzug gegen Troia zu alt waren, wird hier dargestellt durch neun junge Leute beiderlei Geschlechtes, die in gleicher Besetzung in den *Choephoren* die gefangenen Troerinnen und in den *Eumeniden* die Erinyen als das Volk repräsentieren. Sie treten im *Agamemnon* in Schlafanzügen auf, jeder mit einem Kissen im Arm, auf dessen gelegentlich hervorgekehrter Rückseite ein großes Auge gemalt ist. Es ist ja auch früher Morgen, aber vielleicht soll das auch bedeuten: Das Volk ist noch nicht aufgewacht. Sie erwarten Agamemnon, der aus dem Krieg gegen Troia im Anzug mit Krawatte (ohne Schuhe) und Aktenkoffer auftritt und an einem Schreibtisch Platz nimmt. Eine junge, frisch wirkende Klytaimestra bittet ihn in den Palast, der nur durch einen schmalen Vorhang wie vor einer Umkleidekabine angedeutet ist. Bei Aischylos wird Agamemnon gegen seinen Willen von Klytaimestra dazu gebracht, auf ausgebreitete Purpurgewänder in den Palast zu schreiten. Auch in Düsseldorf sagt er, er gehe „auf Purpur“, stolpert dann aber zwischen den am Boden liegende Choreuten ins Haus. Ob damit angedeutet werden soll, Agamemnon gehe über Leichen, kann man allenfalls vermuten. Cassandra, bei Aischylos zugleich mit Agamemnon im königlichen Wagen, tritt hier getrennt von Agamemnon auf und spricht eindringlich, im Parkett vor der ersten Reihe hin und her gehend. Bei dem Bericht Klytaimestras vom Hergang der Ermordung Agamemnons wird als Rechtfertigung besonders betont, dass Agamemnon die Opferung der Tochter Iphigenie zu verantworten hat. Das Prinzip der Rache ist es, das hier herausgearbeitet wird. Auf der Bühne verspritzt Klytaimestra Blut aus Rotweinflaschen, die ihr durch einen hinten offenen Kühlschrank (von Aigisth?) gereicht werden.



**Kassandra tritt in der Inszenierung der *Orestie* im
Düsseldorfer Schauspielhaus ohne *Agamemnon* auf.
Im Hintergrund ist der Chor zu sehen.**

Auf der Bühne sind vor Beginn der Aufführung die Namen der deutschen Bundesländer von Schleswig-Holstein bis Bayern gemalt, was wohl heißen soll: *nostra res agitur*. Im *Agamemnon* ist die Bühne ein unspezifischer Vorraum vor dem nur angedeuteten Königspalast. In den *Choephoren* und *Eumeniden* besteht die Bühne aus einem hohlen Stahlgerüst mit Stangen und kleinen Treppen, auf dem die Mitwirkenden hin und her turnen, wobei man als Zuschauer leicht die Übersicht verliert. Der tote Agamemnon ist in aufrechter Position an einem Gerüstpfahl aufgehängt und wirkt wie Christus am Kreuze. Er spricht sogar noch einige Worte.

Sowohl in den *Choephoren* als auch in den *Eumeniden* weichen der gespielte Text und die Rollenverteilung erheblich von Aischylos ab. Vor allem sind die Götter verschwunden. Was bei Aischylos Apollon und Athena sprechen, wird hier Elektra zugewiesen, die dann auch zu einem Volksentscheid (nicht zu einem Votum von Richtern, wie bei Aischylos) mit dem Ergebnis der Stimmgleichheit aufruft. Schließlich darf, anders als bei Aischylos, die tote Cassandra noch einmal auftreten, die zuversichtlich in die Zukunft schaut. Die Eri-nyen, die wie Wutbürger unserer Zeit wirken, sind beruhigt. Das Prinzip der Rache ist abgelöst. Aus Leiden zu lernen, ermöglicht eine friedliche Welt. Der göttliche Horizont, der das Ganze bei Aischylos umschließt, ist in dieser Inszenierung ganz zurückgedrängt. Die Menschen allein müssen eine friedliche Welt schaffen. Zu Beginn der *Eumeniden* liest der Zuschauer am oberen Rand der Bühne die in großen Lettern (und in der alten gotischen Schrift) geschriebenen Worte.

„Der dritte Weltkrieg findet in uns statt.“ Dass die so aktualisierte und auch den Text des Aischylos verändernde *Orestie* gleichwohl eine starke Wirkung zu entfalten vermag, dokumentierte der starke Applaus am Schluss.

Ganz anders ist die Inszenierung von Lisa Nielebock, die schon mehrfach in Bochum erfolgreich inszeniert hat (z.B. *Hiob*, *Nathan der Weise*, *Amphitryon*), am Bochumer Schauspielhaus (Premiere am 18.11.2017). Aus der Notwendigkeit, die Trilogie des Aischylos mit einer Aufführungsdauer von ca. 7 ½ Stunden für einen Theaterabend stark kürzen zu müssen, hat die Regisseurin einen ganz anderen Zugang gewählt als bei allen anderen *Orestie*-Inszenierungen. Sie lässt zumindest das erste Stück (*Agamemnon*) weitgehend erzählen, womit sie sich dem nähert, was Bertold Brecht das epische Theater genannt hat. Brecht wollte sich damit gegen das emotional wirkende Illusionstheater wenden, den Zuschauer zum rationalen Betrachter machen, der nicht selber sich in das dramatische Geschehen involviert sieht, sondern distanziert zuschaut. Die auch hier verwendete Prosa-Übersetzung von Peter Stein eignet sich für diese Konzeption gut, ist sie doch auf weite Strecken durch einen erzählenden Ductus geprägt. Nielebock hat radikal gekürzt, was im Kontext einer Erzählung auch gut möglich ist, auf 1 Stunde und 50 Minuten, womit sie die Düsseldorfer *Orestie* noch um fast eine Stunde unterbietet. Trotzdem sind einige Zusätze, die Stein seiner Übersetzung dem Text des Aischylos hinzugefügt hat, nicht gestrichen. Dazu gehören vor allem die plakativen Worte: „Tun, Leiden, Lernen“, die aus dem Chor kommen und hier durch einen Schauspieler bedeutungsvoll deklamiert werden, die aber nicht bei Aischylos stehen, bei dem es lediglich heißt: „Durch Leiden Lernen.“

Zu der Konzeption des erzählenden Theaters passt auch, dass die Aufführung in den kleineren Dimensionen der Kammerspiele und nicht im großen Haus stattfindet. Zu Beginn nehmen sieben SchauspielerInnen auf einer langen Bank und in schwarzer Alltagskleidung Platz, nicht in Kostümen. Nach Minuten des Schweigens gibt sich einer der Darsteller als den Wächter zu erkennen, der bei Aischylos auf dem Dach des Königspalastes liegt und ausführlich über sein Warten und das Eintreffen des Feuersignals zum Zeichen der Eroberung Troias berichtet, hier aber nur wenige Worte spricht. Da die sieben SchauspielerInnen zugleich den Chor bilden, jedoch nie zusammen sprechen, sondern immer nur einzeln, bleibt gelegentlich unklar, ob eine Dramenfigur oder der Chor gerade spricht. Klytimestra hängt sich bei ihrem Auftritt eine königliche Kette mit einem eingelassenen Medailion um. Bei ihrem Auftritt und dem Kassandras stößt das Erzähltheater an seine Grenze. Bei Aischylos erscheint Agamemnon im königlichen Wagen, auf dem hinter



Sieben SchauspielerInnen lassen die *Orestie* in Bochum in einem epischen Theater vor den Augen der Bochumer ZuschauerInnen erleben.

ihm die noch verschleierte und daher auch noch nicht erkannte troische Seherin Cassandra steht. In der Bochumer Inszenierung sind aber beide schon da und sitzen scheinbar harmlos nebeneinander auf der gleichen Bank. Gut gelungen ist die Symbolik des Kusses. Agamemnon gibt seiner Frau zur Begrüßung einen flüchtigen Kuss, um gleich darauf Cassandra hingebungsvoll, fast gewaltsam zu küssen. Deutlich wird so, dass in der langen Zeit der Trennung nicht nur Klytaimestra einen Partner hat, sondern auch Agamemnon eine Geliebte als Beutefrau gefunden hat, ein Detail, das bei den meisten Aufführungen und auch Interpretationen oft nicht beachtet wird. Dabei hätte hier die lange Rede der Cassandra im Sinne der Konzeption durchaus etwas gekürzt werden können. Die Ermordung von Agamemnon und Cassandra, bei Aischylos hinterszenisch vollzogen und anschließend von Klytaimestra berichtet, wirkt hier wie ein fast harmloser Akt mit etwas Lichteffekt durch ein Handauflegen auf die beiden Opfer, die hinterher wieder friedlich auf der gleichen Bank sitzen.

Mit den *Choephoren* wird das Spiel etwas dramatischer. Die zunächst starre Wand öffnet sich zu einem weitgehend leeren Raum, in dem auch wieder eine Bank steht, auf der die Darsteller zeitweise sitzen. Jetzt ist Klytaimestra auch kostümiert, mit einem langen Rock und einer noch längeren Schärpe. Dass der Usurpator Aigisth nur mit einer Unterhose bekleidet ist und eine Königskrone auf dem Kopf trägt, soll wohl von vornherein seine Inferiorität bezeichnen. Seine Ermordung durch Orest ist eigentlich nur dadurch erkennbar, dass er in den Schoß Klytaimestras sinkt. Dass der gleiche Schauspieler, der im Agamemnon den Wächter spielt, in den *Choephoren* als Pylades auftritt, ohne jedoch zu sprechen (bei Aischylos sind es auch nur wenige Worte), wird nicht recht deutlich.



Aigisth liegt schon tot auf dem Schoß der Klytaimestra, es folgt ein letzter Blick zwischen Mutter und Sohn, bevor auch sie tot niedersinkt.

Am wenigsten kann die nur 15 Minuten dauernde Aufführung der *Eumeniden* überzeugen. Athene tritt aus dem Zuschauerraum auf, verkündet ihre Einsetzung des Gerichts und dann dringt aus der inzwischen mittels der Holzstäbe zu einer Art Käfig geformten Bühne der Ruf Athenas: „Es hat sich Stimmengleichheit ergeben.“ Wie diese zustande gekommen ist, erfährt man nicht. Denn die Mitteilung Athenas (im Text des Aischylos), sie wolle ihrerseits auch

abstimmen, ist gestrichen. Das ist keine Nebensächlichkeit. Die Textfassung dieser Inszenierung, wonach die Stimmgleichheit schon durch die menschlichen Richter erzielt wird und Athena den Weg aus der Pattsituation hilft, stimmt zwar mit der Übersetzung von Stein, aber nicht mit dem Text des Aischylos überein. Dabei ist das gerade von entscheidender Bedeutung. Folgt man dem Text des Aischylos genau, ergibt sich die Stimmgleichheit erst mit der Stimme der Athena, so dass die als Richter eingesetzten Bürger Orest verurteilt hätten. Die Menschen allein schaffen es nicht. Es ist also kein uneingeschränkter Preis der mündig gewordenen Demokratie, sondern eher eine Warnung vor einer Überschätzung der auf ihre Demokratie stolzen Bürger Athens.

Ebenso bleibt die Umwandlung der Erinyen in Eumeniden, die sich in dem Käfig abspielt, undeutlich.

Die Bochumer *Orestie* hält sich – im Unterschied zu fast allen neueren Inszenierungen einschließlich der Düsseldorfer – frei von oberflächlichen Aktualisierungen. Ihre Eigenart und zugleich Stärke liegt in dem nicht ganz durchgehaltenen Konzept, diese Trilogie aus der die Kürzungen rechtfertigenden, aber nicht ganz durchgehaltenen Erzählperspektive im Sinne eines epischen Theaters zu vermitteln. Zu fragen wäre, ob die gewaltige, auch auf Emotionen zielende *Orestie* das geeignete Objekt für eine solche Konzeption sein kann. Zum Nachdenken über Recht, Gewalt und Versöhnung regt sie auf jeden Fall an.

Im Gespräch über die *Orestie*

Die Fachschaft der Klassischen Philologie an der RUB zu Gast im Schauspielhaus

VON DER NEXUS-REDAKTION

In der Spielzeit 2017/18 führt das Schauspielhaus Bochum gerade für Antike Begeisterte ein besonders interessantes Stück im Programm: Die *Orestie* des Aischylos. Natürlich konnten da auch Studierende der Klassischen Philologie an der RUB inklusive des Nexus-Teams nicht widerstehen und machten sich am 29. November 2017 auf, um die einzige erhaltene Trilogie der Antike einmal live auf der Bühne zu sehen. Dabei fielen uns einige signifikante Abweichungen und Besonderheiten der Inszenierung auf, die einige Fragen aufwarfen. Dank der Vermittlung von Herrn Prof. Hellmut Flashar bestand jedoch die Möglichkeit für ein Gespräch mit der Regisseurin Lisa Nielebock (LN) und dem Dramaturgen Sascha Kölzow (SK) im Anschluss an die Inszenierung – eine Möglichkeit, die wir uns natürlich nicht entgehen ließen. Im Gespräch konnten wir als Fachschaft hinter die Kulissen der Bochumer Inszenierung schauen und ein paar exklusive Einblicke gewinnen.

Kurz nach der Aufführung der knapp zweistündigen Inszenierung der *Orestie* in den Kammerspielen des Bochumer Schauspielhauses führte uns der für das Stück verantwortliche Dramaturg, Sascha Kölzow, durch einen schmalen Gang ins Innere des Schauspielhauses vorbei an den Schauspielern, die eben noch auf der Bühne gestanden hatten, in die kleine, fensterlose, aber gesellige Kantine für Schauspieler und Mitwirkende. In lockerer und freundlicher Atmosphäre nahmen wir hier unter dem Wummern eines kleinen Kühlregals um einen

großen Tisch herum Platz und begannen auch sogleich unsere Gesprächsrunde. Regisseurin Lisa Nielebock stieß wenig später dazu und gewährte uns netterweise trotz ihres vollen Terminkalenders einige Minuten mehr als geplant, um mit ihr zu sprechen. Das Erste, was uns als Philologen besonders interessierte, war natürlich die Frage, weshalb man sich überhaupt dafür entschieden hatte, sich an eine Inszenierung der *Orestie* des Aischylos zu wagen. Vor dem Hintergrund, dass diese einzige vollständig erhaltene Trilogie unter allen griechischen Tragödien zeitgleich auch in Düsseldorf und Hamburg aufgeführt wird, war es uns wichtig, die Beweggründe der Regisseurin zu erfahren. Lisa Nielebock betonte dabei, dass die Entscheidung darüber schon lange zurückgelegen habe und man sich somit möglicherweise vor den anderen gegenwärtig auf den Spielplänen der Theater gegebenen Inszenierungen der *Orestie*, zumindest aber unabhängig von ihnen mit dem Stoff auseinandergesetzt hätte. Die Entscheidung sei also nicht auf die *Orestie* gefallen, um sich einem Trend anzubiedern: „... wir haben tatsächlich nach einem Stoff gesucht, der auch eine politische Relevanz hat.“, so die Regisseurin. Für Nielebock persönlich sei es ein großer Beweggrund gewesen, ein Stück (oder in diesem Fall eine Trilogie) zu inszenieren, in dem „ganz tiefe menschliche und politische Fragen“ verhandelt würden. Faszinierend sei dabei insbesondere auch der „positiv-visionäre“ Ausgang des Dramas gewesen, der ganz klar eine Utopie darstelle und Fragen aufwerfe, die auch einen zeitgenössischen Bezug zu Recht und Unrecht, Demokratie und Integration herstellen würden. „Das fand ich schon faszinierend.“, schloss Nielebock.

Nach der Textarbeit und -ausarbeitung für die Inszenierung entstand dann letztendlich eine Fassung von unter zwei Stunden Länge, in der auf der Bühne tatsächlich relativ wenig passiert, sich wenige Szenenwechsel ereignen, über die Sprache jedoch sehr viel vermittelt wird. Bei der Inszenierung der *Orestie* stand ganz klar der erzählerische Anteil deutlich im Vordergrund. Für Lisa Nielebock liegen die Beweggründe dazu, den Stoff in eher „epischer“ Form aufzuführen, im Text selbst, „der für mich [i.e. LN] ein erzählerischer Stoff ist, so wie er geschrieben ist; es geht wirklich um den Bericht von Dingen, die geschehen, die ungeheuerlich sind; das sind eben Berichte und Reden;“. Und tatsächlich: Wer das Stück aufmerksam liest, merkt, dass sich Handlungen, wie z. B. Morde, immer hinter verschlossenen Türen abspielen, im Original also ebenfalls nur durch die Erzählung über eben diese Handlungen in das Geschehen mit einfließen. Für Nielebock ist, wie sie weiter ausführt, die stark erzählerische und wenig handlungsintensive Inszenierung also auch ein Ausdruck von Texttreue gegenüber dem Original des Aischylos. Der Regisseurin war bei der Arbeit an der *Orestie* aber auch ihr eigenes Verständnis von Theater wichtig, das auf die Mitarbeit der Zuschauer angewiesen sei, die die von der Inszenierung intendierten Bilder aktivieren müssten – ein wesentlicher Unterschied zum Film. Es gehe demnach vor allem um solche Bilder, die im Theater insbesondere durch die Sprache der Schauspieler live auf der Bühne erzeugt werden können.

Doch die Kraft der Sprache braucht nicht unbedingt viele Sprecher, ist die Zahl der Stimmen auf der Bühne doch sehr reduziert. So wird in der Bochumer Inszenierung der Chor, also der Part des „Erzählers“ in der *Orestie*, von denselben Schauspielern verkörpert, die jeweils auch die Einzelrollen der Hauptpersonen der *Orestie* einnehmen. Dabei wechseln sich die Schauspieler des Ensembles immer mal wieder ab. Doch ein Chor, d. h. das gleichzeitige Sprechen mehrerer Personen, kommt nicht zustande. „Einfach nur eine Gruppe, die gleichförmig spricht, finde ich [i.e. LN] direkt schon bedrohlich und nicht mehr zeitgemäß. [...] Das weckt bei mir sofort Assoziationen von faschistoidem Sprechen [...], deswegen könnte ich mir das nicht vorstellen und ich dachte dann, dass eine Gruppe viel poröser ist heutzutage: Sie setzt sich zusammen aus Individuen, sie kann mal eine Gruppe sein, dann fällt das auseinander und dann werden das Individuen, dann sind es mal nur zwei, dann ist es mal nur einer. In manchen Momenten ist für mich nur Heiner Stadelmann, der ältere Schauspieler, der Chor und manchmal ist es die ganze Gruppe.“, beschreibt die Regisseurin. Doch nicht nur assoziative Gründe hätten dazu beigetragen, den Chor mit den Schauspielern der übrigen Figuren zu besetzen, sondern auch, dass es den Machern wichtig

gewesen sei, dass die Geschichte sich über die eigentlichen Charaktere und nicht über eine gleichklingende Gruppe weitererzähle. Dabei sei es auch ganz wichtig gewesen, „dass die Mutter [Klytaimestra als Erinnye] und der Vater [Agamemnon als Apoll] wiederkommen in dem Konflikt, in dem auch [...] Elektra in Gestalt von Athene wiederkommt. Das ist nicht eins zu eins gemeint, aber dennoch soll man das assoziieren, sodass man sagt: ‚Okay, diese Familiengeschichte geht eigentlich weiter und zwar bis zum Schluss – auch wenn sie sich auf eine viel größere, politische Ebene hebt. Aber dennoch ist der Kern dessen immer noch diese Konstellation, die nicht aufhört zu streiten [...]“.

In der Tat ist es besonders auffällig, dass die meisten Schauspieler wichtige Doppelrollen besetzen. So treten Anke Zillich als Klytaimestra im weiteren Verlauf als Erinnye, Werner Wölbern als Agamemnon später als Apoll und Anna Hofmann als Elektra, dann aber auch als Athene wieder auf. Die Konstellation der streitenden Familie wird dadurch aufrechterhalten und wirkt sogar aufgrund des glücklichen Ausgangs der *Orestie* beinahe einträchtig. Dabei fragten wir uns in der Fachschaft, ob dann noch von einer Tragödie gesprochen werden könne. „Ja, klar.“, bekräftigte Nielebock. „Das ist diese spezielle Tragödie mit diesem wahnsinnig positiven Ausgang [...]. Das fand ich ganz erstaunlich [...], dass das tatsächlich in eine Versöhnlichkeit kommt, bei allem was [...] vorausgegangen ist. [...] Ob das ein Happy-End ist? Ich meine, die einen, die sind ja alle gestorben – was soll man da groß feiern?“. Für die Regisseurin bleibt der verhandelte Stoff also dennoch eine Tragödie, wenngleich eine ungewöhnliche.



Mutter und Sohn kurz vor dem Mord.



Verfolgt hier die Mutter ihren Sohn Orest in Gestalt der Erinnye nach ihrem Tod weiter?

Ungewöhnlich war für uns als Zuschauer zunächst auch die vorher bekannte Länge bzw. Kürze der Inszenierung. Wie ist es möglich, einen Stoff, der in drei Stücke geteilt ist und auch gut und gerne mal in siebenstündigen Inszenierungen verhandelt wird, in nur *einem* Stück auf eine Stunde fünfzig hinunter zu brechen? Die Konzentration auf die Familienkonstellation habe auch hierzu durchaus beigetragen, verriet Lisa Nielebock: „Wir erzählen aus wenigen Personen heraus. Dadurch wird schon einmal klar: Es gibt beispielsweise [im dritten Teil] keine neue Besetzung [...]“. Andererseits sei auch die konsequente Anwesenheit aller Schauspieler, auch wenn sie gerade nicht in ihrer „Hauptrolle“ spielten, etwas, das das ganze Stück zusammenziehe. So ist beispielsweise Dennis Herrmann, der den Orest verkörpert, zunächst nur als Stimme des Chors zu sehen. Tatsächlich tritt er erst nach einer Stunde als Orest in Erscheinung. Laut Nielebock erzähle aber auch genau das eine wesentlichen Teil der Geschichte. Orest habe durch seine Vorfahren einen wahnsinnig großen Vorlauf, eine so große Geschichte, die sich vollziehen müsse und gegen die er ankommen müsse, bis er letztendlich selbst in Erscheinung treten könne. Außerdem: „Ich würde schon sagen, es sind zwar drei Stücke, aber uns ging es um *eine* Geschichte, *einen* Abend – gerade auch für den (Erst-)Zuschauer.“

An dieser Stelle konnte die Regisseurin Lisa Nielebock ihren Folgetermin nicht noch länger warten lassen. Wir konnten das Gespräch jedoch mit dem

Erinnye versus Apoll oder doch Klytimestra versus Agamemnon? In der Bochumer Inszenierung bleibt das offen.

Dramaturgen Sascha Kölzow weiterführen. Dabei kamen wir erneut auf die Funktion der Doppelrollen zu sprechen. Für die Fachschaft war das vor allem in Bezug auf Klytimestra interessant, die letztendlich als Erinnye noch einmal in ein ganz anderes, positiveres Licht gerückt wurde. Hier verwies Kölzow aber zunächst noch einmal auf die Position Klytimestras im ersten Teil – dadurch dass ihre Situation verständlich und das „Echte“, d. h. echte Trauer und echtes Leid an der Opferung von Iphigenie, wirklich glaubhaft zu machen, biete die Möglichkeit ein Verständnis für sie zu entwickeln und zu sagen: „Ja natürlich muss es dafür eine Bestrafung geben und natürlich ist es zutiefst verständlich, dass sie Jahrzehnte lang darunter leidet.“ So sei es möglich, Klytimestra nicht nur als Täterin zu sehen. „Ich glaube, das ist uns auch ganz gut gelungen“, so Kölzow. „Am Ende verbindet sich das dann in dem Verfahren mit der Einbindung der Erinnyen. Man kann in der Figur der Klytimestra schon eine Spur legen, die sich am Ende einlöst, über Klytimestras Schatten in die Erinnyen hinein. Dadurch soll bestärkt werden, wie berechtigt es ist, dass man diesen Muttermörder auch nicht einfach laufen lassen kann. Wenn sich das assoziativ an die wirklich leidende und trauernde Klytimestra vom Anfang anbindet, wird das noch unmittelbarer erlebbar [...]“.

Zum kleinen Ensemble und der Doppelrollenbesetzung passend, wurden auch nur wenige Requisiten verwendet, wie z. B. die Kette Klytimestras und die Krone

des Ägist, gespielt von Marco Massafra. Auf den Purpurteppich, der eigentlich eine sehr große Relevanz im Stück besitzt und Agamemnons Schicksal beim Betreten des Hauses bereits andeutet, hat man bei der Inszenierung allerdings verzichtet – durchaus bewusst, wie Kölzow verriet: „Wir haben uns gedacht, wenn man es eins zu eins so umsetzt, hätte man plötzlich in diesem sehr reduzierten System eine purpurne Stoffbahn oder so, ein unheimlich dominantes Zeichen in einer sehr starken, symbolträchtigen Farbe. Das kann einen auch erschlagen. Und ganz besonders in Lisa Nielebocks Art Theater zu machen und mit diesem Text, muss man bei so etwas genau prüfen: Entsteht nicht das stärkere Bild über die Sprache allein, ohne Bebilderung? Für uns eindeutig ja.“

In Puncto reduziertes Bühnenbild bzw. reduzierte Gesamtszenarie drängte sich dann noch die Frage auf, wieso dann, immer wenn sich ein Mord auf der Bühne abspielte, dieser nicht gezeigt, sondern durch ein die Zuschauer blendendes Licht und eine sehr unangenehme, schrille Kakophonie besonders stark und

ausdrucksvoll dargestellt wurde. Auch hier, so Kölzow, seien zum einen im Sinne Nielebocks die Mitwirkung und Vorstellungskraft der Zuschauer gefragt. Zudem würden die Morde ja auch bei Aischylos nicht gezeigt. De facto „verschwinden [die Personen] im Haus und dann stirbt einer. Trotzdem braucht man ja [...] irgendein Zeichen. Das war schon sehr früh im Bühnenbild angelegt. Es war die Idee, dass es ein abstraktes Zeichen sein muss, das aber trotzdem deutlich genug ist und [...] aufzeigt: Hier ist ein Einschnitt. Es vergeht Zeit. Eine Ellipse. Trotzdem mussten wir es schaffen, dass alles ineinanderfließt und jeder präsent bleiben kann im gemeinsamen szenischen Spiel [...]“.

Das so gestaltete Schauspiel ist eine ganz eigene *Orestie* geworden, die zu spannenden Gesprächen und Diskussionen veranlassen kann. Dank Lisa Nielebock und Sascha Kölzow konnten wir an diesem Abend einige Fragen klären und Einsicht in den Schaffensprozess der Inszenierung eines so alten Stoffes wie der *Orestie* nehmen. Wir bedanken uns im Namen der Fachschaft und der *Nexus*-Redaktion sehr herzlich für diese Möglichkeit!

„Mit dem Latein am Anfang“ ? – Alte Sprachen als Marketinginstrument

EINE GLOSSE VON LORENZO DI MAGGIO

Bei der Lektüre der jüngsten Campus-Meldungen konnte man als altsprachlich versierter Leser über einen Namen stolpern: „Ab dem Wintersemester 2017 bietet die RUB für alle Mitarbeiter/innen und Studierende die Campuscloud ‚sciebo‘ an.“ *sciebo*? Soll das etwa das Futur von *scire* sein? Vielleicht könnte sich, so vermuteten rätselfreudige Philologen, eine Präsens-Endung an das Imperfekt geschlichen haben? Doch die dazugehörige Verlautbarung des Betreibers ließ keinen Zweifel: Sciebo sei „inspiriert vom lateinischen Verb ‚scibo‘ = Ich werde wissen/können“. Ein Blick in die Handbücher der spätantiken Grammatiker erhellt den Sachverhalt. *scibo* ist tatsächlich eine äußerst seltene und nur von wenigen Grammatikern dokumentierte Nebenform zu *sciam*, die ausschließlich in den Komödien des Plautus und Terenz vorkommt. Bei Victorinus liest man deshalb zur dritten Konjugation: „*promissivum modum in am et in bo eiciet, ut scio scis sciam et scibo*“.

Doch warum *sciebo*? Der Name, so die Betreiber, sei zugleich „eine Abkürzung für science box“, um auf die „Science-Cloud“ aufmerksam zu machen. So weit, so kompliziert. Jedenfalls scheint in die Namensfindung mehr als nur eine Kanne Kaffee eingeflossen zu sein,

denn auf der Homepage ist weiter zu lesen: „Parallel zur technischen Realisierung wurde [...] auch das Marketing für Sciebo durchgeführt. Um eine bessere Wiedererkennung der Marke zu erzielen, wurde für den Dienst statt ‚Sync & Share NRW‘ der kürzere und einprägsamere Name Sciebo gewählt.“ Doch warum kramt man zu diesem Zweck eine beinahe unbekannte, archaische Verbform des Lateinischen heraus, nur um auf diesem Wege einem Markennamen zu rechtfertigen, der ohnehin ein Kunstwort ist?

Marketing-Strategen wissen: „Gut getauft ist halb verkauft“. Originell *muss* der Produktname sein, vor allem exklusiv in juristischer Hinsicht (Vorsicht Markenrecht!), einprägsam *sollte* er sein, aber nicht zu extravagant, eingängig, aber bloß nicht abgegriffen – keine einfache Übung also. In Zeiten des WWW gehört natürlich die Verfügbarkeit einer gleichnamigen Internet-Domain wie selbstverständlich dazu. Gerne kramen Gründer für diesen Zweck ihr altes Latein-Wörterbuch heraus, um längst vergessene Vokabeln auf ihre Marketing-Tauglichkeit abzuklopfen. Lateinische oder latinisierende Namen versprechen schließlich nicht nur eine zeitlose sprachliche Eleganz,

sondern auch eine gewisse bildungsbürgerliche Patina, die sich im besten Fall gleich auf das zu vertreibende Produkt übertragen soll. Das Ergebnis dieses Marketing-Strategie lässt sich bei einem Gang durch den Supermarkt begutachten. Allein das Getränkeregale bietet gleich mehrere Erfrischungen, die zum etymologischen Sinnieren einladen: Neben dem „Klassiker“ Bonaqua findet man einen „Premium Tea Drink“ namens Carpe Diem, der durstige Supermarkt-Flaneure zu einer epikureischen Lebensführung auffordert, die natürlich ohne einen „Matcha Sparkling Tea Drink“ für immer unvollständig geblieben wäre. Daneben steht das alkoholfreie Sinalco sowie das „kompakte Reisewasser“ für den „Unterwegsmarkt“ namens Vio, dessen Namen sich freilich auf *via* bezieht, dem geneigten Lateinkenner aber ebenso mitteilt, dass es selbst gern auf Reisen geht. In österreichischen Getränkemärkten kann man ein „Kräuter-Wellness-Getränk“ namens Pro Ego erstehen (Kenner der virgilisch-maronischen Grammatik wissen längst, dass *ego* indeklinabel ist ...), wenn man sich selbst mal etwas gönnen möchte.

Welche betriebswirtschaftlichen Gefahren dieses scheinbar harmlose Spiel mit der Suggestion birgt, erfuhr vor einiger Zeit der Volkswagen-Konzern. Als dieser seine neue Luxus-Karosserie auf den Markt brachte, die bis zu diesem Zeitpunkt unter dem kargen Projektnamen „D1“ firmierte, war es Zeit für einen angemessenen Namen, und so benannte VW sein ‚strahlendes‘ Flaggschiff nach dem ersten Bruchpiloten der Geschichte – Phaeton. Der hilflose Verweis, dass bereits frühere Modelle so hießen, half nichts mehr. Das Marketing-Desaster war nicht mehr abzuwenden. Spiegel-Online titelte 2001 gewohnt reißerisch: „Totalschaden – Amokfahrt in die Mythologie“. Der Name „Phaeton“ wurde schließlich noch zur selbsterfüllenden Prophezeiung („*nomen est omen*“). VW ließ die Produktion des ungeliebten Ladenhüters im März vergangenen Jahres einstellen.

Damit der Produktname nicht zur Bauchlandung wird, hält die moderne Dienstleistungsgesellschaft mittlerweile spezialisierte Agenturen vor, die fachkundige Hilfestellung bei der Namensfindung leisten. In Düsseldorf sitzt ein solches Beratungsunternehmen, das sich selbst Nomen genannt hat (wie auch sonst?). Nomen verhalf mittlerweile schon dutzenden Produkten zu einem passenden Namen. Zu den Kunden zählen einige global wirtschaftende Unternehmen, darunter auch der gebeutelte VW-Konzern, dem Nomen für sein neuestes Gefährt einen geschmeidigen Namen besorgte: „Arteon wurde ausgewählt“, erläutert Nomen-Chefin Sybille Kircher, „weil darin das lateinische ‚*ars, artis*‘ für Kunst steckt“, – Ahja, auf so ein ausgeklügeltes „Namensdesign“ muss man

erst einmal kommen. Doch warum gerade der Verweis auf Latein? Das englische Lehnwort *art* wird schließlich weltweit verstanden. Die Antwort auf diese Frage findet man an anderer Stelle: „Mit Ableitungen aus diesen [scil. alten] Sprachen lassen sich Werte und Tugenden wie Qualität, Leistung und Tradition in international verständlicher Form ausdrücken“, erklärt die Chefin der Namensschmiede in ihrem Artikel „Mit dem Latein am Anfang“, der vor einigen Jahren in einem Manager-Magazin erschien. Dass sich mit lateinischen Namen ausgezeichnete Geschäfte machen lässt, zeigen auch dubiose Domain-Händler wie brandroot.com oder brandbucket.com. Neben „Food“ und „Fitness“ findet man dort die Rubrik „Latin“, in der man die Rechte für hunderte von ‚lateinischen‘ Namen mitsamt Internet-Adresse erstehen kann. Wenn man also an einem „latin flair“ oder „scholarly sound“ interessiert ist, kann man sich für schlappe 20.000 US-Dollar die Rechte an „Otia“, „Observati“, oder „Dicente“ sichern: „If you’re looking to convey sophistication and timelessness, you’re in the right place with our collection of Latin company names. Harkening back to earlier times in history, these names show customers your business is intelligent and classic.“ Wie „intelligent“ es ist, seine Marke „Voratus“ (2155 \$) zu nennen, steht jedoch auf einem anderen Blatt. Nicht Sciebo, aber wenigstens Sciero kann man dort kaufen (3955 \$): „A strong, classic name. The prefix sci- means to know or understand“. Dies kann man dümmlich, albern oder überflüssig finden. Das dahinterstehende Kalkül, durch ‚feindliche Übernahme‘ das sprachliche ‚Kapital‘ eines Bildungskanons zu vermarkten, so als ob man schnöde Industrierware allein durch ein altsprachliches Etikett nobilitieren könne, funktioniert jedenfalls ganz nach Josef Haders Gaga-Aphorismus: „Humanismus ist ... schon Geld haben, schon schauen, was geht, aber net ganz so: Rucola, Volvo

... Humanismus eben.“

Übersetzen oder Verstehen? – Wie Schüler*innen einen lateinischen Text verstehen

VON LENA FLORIAN

Das lateinische Wort und dessen Übersetzung sind unbestritten die Hauptbestandteile eines jeden Lateinunterrichts. Viele Jahre verbringen Schüler*innen ihre Zeit damit, Grammatik, Formen und Syntax zu lernen, um einen lateinischen Text angemessen ins Deutsche übersetzen zu können. Oft wird man als Lehrkraft jedoch mit Übersetzungen konfrontiert, in denen es an Textverstehen und Deutschkenntnissen seitens der Schüler*innen zu mangeln scheint. Der folgende Artikel berichtet von empirischen Erkenntnissen, die einen Blick in den Kopf der Schüler*innen bieten und zeigen, wie solche Übersetzungen zustande kommen. Dabei werden zunächst Einblicke in die Forschungsarbeit gegeben, um aus ihnen im Anschluss Forderungen für die Unterrichtspraxis zu formulieren.

Fundamental für diesen Einblick ist die Unterscheidung zwischen Textverstehen und Übersetzen. Während Rahmenlehrpläne und andere zentrale Instanzen davon ausgehen, dass eine Schüler*innenübersetzung immer auch Textverständnis zeigt, werden wir in der Schulrealität mit Übersetzungen konfrontiert, die nur mit Hilfe des lateinischen Textes verständlich sind. Eine Übersetzung bedeutet nicht zwangsweise, dass der Text auf inhaltlicher Ebene erfasst wurde. Eine unzureichende Übersetzung heißt im Umkehrschluss allerdings nicht, dass nichts verstanden wurde.

In einer von mir durchgeführten Untersuchung von Schüler*innen des 10. Jahrgangs im fünften Lernjahr wurde der folgende Text übersetzt.¹

Elidyr, der Schulschwänzer	
(1) Parum autem ante nostra tempora accidit his in partibus res memoranda; quam sibi contigisse presbyter Eliodorus referebat.	presbyter, -eri m.: Priester, Pfarrer
(2) Cum enim duodecimum iam ageret annum, puer a matre discere coactus, ut disciplinam et verbera frequentia magistri fugeret, in concava fluvii cuiusdam ripa se occultavit. (3) Cumque ibidem per duos dies sine cena continue iam latuisset, apparuerunt ei homunculi duo, staturae quasi pygmaeae, dicentes: (4) „Nobiscum veni!“	verber, -eris n.: Schlag concavus, -a, -um: hohl latere, -eo, -ui, -itum sich versteckt halten pygmaeus, -a, -um: zwerghaft

Abbildung 1: Giraldus Cambrensis in Braisch (2009).

Um zu illustrieren, welche große Diskrepanz zwischen Übersetzung und Verstehen liegen kann, sehen Sie im Folgenden die Übersetzung eines Schülerpaares (Timo und Jens), das beim Übersetzen videografiert wurde.

Es begab sich aber kurz vor unser Zeit, was noch teilweise im Gedächtnis ist.

Als der Pfarrer ihn schlug, zog sich Elidyr zurück. Er tat das als er denn 20 war, der Junge wurde von der Mutter gezwungen, als er vor der Zurechtweisung und den häufigen Schlägen floh, versteckt er sich in etwas Hohlem am Ufer des Flusses. Und als er sich dort schon 2 Tage ohne Nahrung weiterhin versteckte, erschienen ihm 2 Schwächlinge, von zwerghafter Gestalt, Schüler die sagten: „Komm mit uns!“

Timo und Jens haben bei der Übersetzung dieses anspruchsvollen Textes einige Fehler gemacht. Aus manchen Formulierungen ist nicht herauszulesen, ob sie verstanden haben, worum es überhaupt geht. Hervorstechend sind hier insbesondere die Übersetzung von *in concava fluvii cuiusdam ripa* und *homunculi duo, staturae quasi pygmaeae*. Im Anschluss an ihren Übersetzungsprozess habe ich sie gebeten, den Textabschnitt in eigenen Worten zusammenzufassen:

Interviewerin: Und zwar (.) wär's schön, wenn ihr mir die letzte Frage vom (.) Arbeitsauftrag noch kurz beantwortet (.) und zwar (.) worum's in dem Textabschnitt geht und ob ihr das Gefühl habt, den Text verstanden zu haben.

Jens: Naja das war ja (.) nicht so kompliziert (.) das war ja über einen Jungen, der eben (.) in der Schule geschlagen wurde, dann (.) abgehauen ist und ähm (.) sich versteckt hat (.) in der Wildnis irgendwo und ähm (.) dort nichts gegessen hat, bis er auf einmal zwei Kobolde gesehen hat (.) was, wie er eben schon gesagt hatte, ähm (.) vielleicht auf Hungerhalluzinationen zurückzuschließen ist.

Interviewerin: Mhm (.) ok. (.) also, ihr habt das Gefühl den Text verstanden zu haben.

Jens: Ja.

Timo: [Gleichzeitig] Ja.

Sie können an dieser Zusammenfassung gut erkennen, dass Verstehen auch ohne eine korrekte oder verständliche Übersetzung möglich ist. Die beiden Schüler füllen Leerstellen und interpretieren in ihrer Zusammenfassung

FACHDIDAKTIK

bereits die Übersetzung. Sie sind in der Lage kausale Zusammenhänge herzustellen und nehmen sogar semantische Anpassungen vor, indem sie die Kobolde auch als solche benennen. In ihrer Übersetzung hingegen ist nicht von „Kobolden“, sondern von „Schwächlingen“ zu lesen. Obwohl man es ihrer Übersetzung nicht ansieht, haben sie den Text in hohem Maße verstanden.

Die Frage, die wir uns stellen sollten, ist, welche Kompetenzen zum Verstehen eines Textes notwendig sind und welche zum Rekodieren. Denn viele Rahmenlehrpläne machen diese Unterscheidung nicht. Sie fordern lediglich, dass eine Übersetzung immer auch das Textverständnis widerspiegeln sollte.

Wort und Text

Um zu verstehen, wie Textverständnis über einen lateinischen Text aufgebaut wird und welche kognitiven Prozesse dahinterstecken, lohnt sich ein Blick auf die eigene Muttersprache. Lutjeharms hat herausgefunden, dass wir beim Lesen einer Fremdsprache muttersprachliche Verarbeitungsstrategien, die nicht stören, beibehalten (2010, S. 23). Im deutschen Verstehensprozess orientieren wir uns vor allem an Bedeutungen. Das kann jeder an dem folgenden Beispiel von Kuhlmann (2012, S. 102) selbst einmal testen:

Es war einmal ein Kaul urdens Darbis und eine Kaulin urdens Prysta. Die hatten stuff Stritze: Der hurzere wurde Quarxes, der harzere aber Lytro geschlimpft. Darbis nun wurde fersch und fühlte das Zumpf striesen. Daher rief er nach seinen glumpfen Stritzen, von denen der hurzere obnehin zufällig in der Fuhle ahlte.

In diesem Text entsprechen Formen und Syntax der deutschen Grammatik, gut 25 % der Wortbedeutungen sind der Leserin oder dem Leser allerdings unbekannt. Der Text ist nur mit großer Mühe verständlich. Im nächsten Beispiel hingegen sind uns zwar alle Wortbedeutungen bekannt, Formen und Syntax entsprechen aber nicht der deutschen Grammatik. Trotzdem ist uns dieser Text weitaus verständlicher als der erste.

Theseus auf Insel Naxos Schiffstranden; Theseus denken Ariadne Schande in Heimat sein werden; daher Ariadne schlafen auf Insel verlassen; dann Dionysos kommen und sich verlieben, Ariadne heiraten. Theseus aber, während segeln, vergessen schwarze Segel auswechseln, daher Aigeus sein Vater glauben Theseus von Minotaurus gefressen, in Meer sich stürzen.

Dieses kleine Beispiel illustriert, dass wir im Deutschen den Sinn eines Textes eher über die Semantik als über die Grammatik verstehen. Dementsprechend ist es nicht verwunderlich, dass Schüler*innen auch im lateinischen Übersetzungsprozess ihren Fokus unbewusst auf die semantische Ebene eines Textes legen.

Ich habe die Übersetzungsprozesse der videografierten Schüler*innenpaare in Phasen der Bedeutungssuche (B), der syntaktischen und grammatikalischen Überlegungen (G), des tatsächlichen Übersetzens (Ü) und Aufschreibens (A) eingeteilt. Bei manchen Schüler*innen kamen Orientierungsphasen (O) hinzu, in denen beispielsweise ein Satz vor dem Übersetzen laut vorgelesen wurde. Wenn die Zeiten der jeweiligen Phasen addiert werden, ergibt sich folgendes Bild.

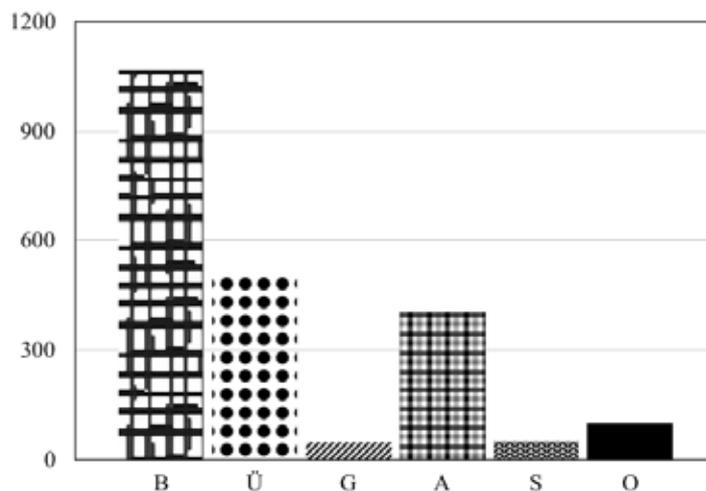


Abbildung 2: Übersetzungsphasen bei Jens und Timo

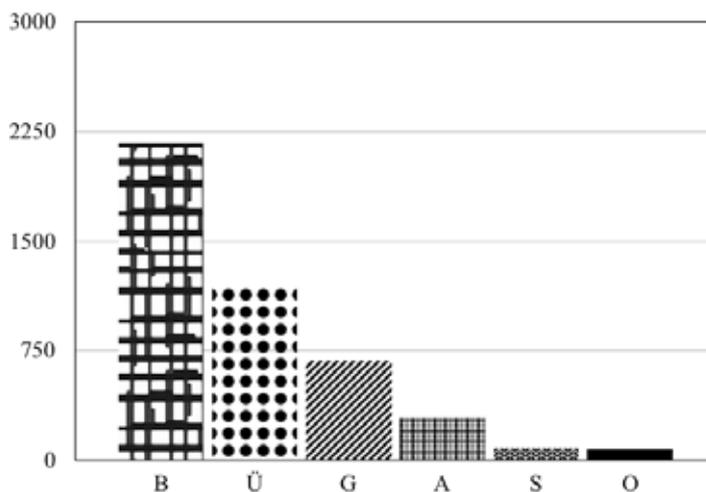


Abbildung 3: Übersetzungsphasen bei Björn und Fritz

Bei beiden Schülerpaaren können Sie anhand des vergitterten Balkens erkennen, dass die Phase der Bedeutungssuche den Hauptteil der Zeit in Anspruch nahm. Sie stehen stellvertretend für alle anderen untersuchten Schüler*innen. Bei allen waren Semantik und Lexik wie im Deutschen von herausragender Bedeutung.

Die Schüler*innen haben im Lateinischen allerdings das Problem, dass sie im Gegensatz zum Deutschen viele Wörter nicht kennen. Das führt dazu, dass die Kapazität ihres Arbeitsgedächtnisses durch Suchprozesse belastet wird. Diese fehlt ihnen dann bei der semantischen Verarbeitung und somit auch beim Verstehen und Rekodieren des lateinischen Textes. Gut erkennen kann man diese Überlastung des Arbeitsgedächtnisses daran, dass viele Schüler*innen fast jede Vokabelbedeutung über dem lateinischen Text festhalten und mehrfach ein und dieselbe Vokabel im Wörterbuch nachschlagen.

Zyklisches Vorgehen

Neben diesem Fokus auf die semantische Textebene beeinflusst der Verstehensprozess auch das allgemeine Vorgehen der Schüler*innen beim Übersetzen eines Textes. Anders als es sich die Lateinlehrkraft oft wünscht, übersetzten die Schüler*innen nämlich nicht mit Hilfe einer eingeübten Methode, sondern am Verstehensprozess orientiert. Grammatikalische Überlegungen fanden bei den wenigsten aktive Anwendung. Hauptaugenmerk lag auf der Semantik und Lexik. Zum Teil kommt es der ZuhörerIn oder dem Zuhörer so vor, als würden die Schüler*innen wahllos bei der Übersetzung im Satz springen. Tatsächlich gehen sie aber zyklisch vor.

Alle Schüler*innen zeigten ein Wort-für-Wort-Vorgehen und eine Orientierung an Wortblöcken. Diese Wortblöcke waren nicht zwangsweise von grammatikalischen Bezügen abhängig – beispielsweise wurde *in partibus res* im ersten Satz miteinander assoziiert. Anhand der Bearbeitung des ersten Satzes durch das Schülerpaar Markus und Lisa lässt sich dieser Prozess besonders gut erläutern:

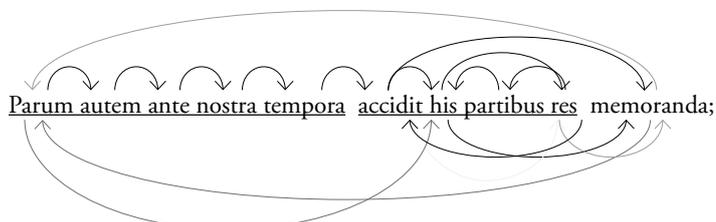


Abbildung 4: Auswertungen der Wortnennungen und Stiftbewegungen im ersten Satz

Zunächst fällt auf, dass sie nicht explizit eine der gängigen Übersetzungsmethoden angewendet haben. In der ersten Phase gingen sie den Satz Wort für Wort bis zum ersten Satzzeichen durch, ohne ihn vorher vollständig gelesen zu haben. Dieses Vorgehen wird in den Abbildungen mit schwarzen Pfeilen widerspiegelt. Dabei überlegten sie sich gleich zu jedem Wort eine Bedeutung oder schlugen sie im Wörterbuch nach.

Nachdem sie auf diese Weise den ersten Teilsatz durchgegangen waren, kamen sie auf einzelne unbekannte oder diskussionswürdige Wörter zurück und schlugen diese gegebenenfalls nochmals nach. Dann begannen sie mit dem Übersetzen einzelner Satzblöcke, die nicht zwangsweise in einem grammatikalischen Zusammenhang stehen mussten. So betrachteten sie im ersten Satz beispielsweise *accidit his in partibus res* als Block.

Nach den ersten Übersetzungsversuchen wiederholten sie die Bedeutungen einzelner Wörter und justierten bei Unstimmigkeiten mit dem Kontext nach. Markus und Lisa kamen in dieser Phase noch einmal auf *memoranda* zurück. Je nach Schwierigkeit des Satzes wechselten sich Übersetzungsversuche und Nachjustierungen ab und mündeten schließlich in einer (vorübergehenden) Übersetzung für den entsprechenden Teilsatz.

Eben dieses Vorgehen entspricht der Suche nach Kohärenz beim Verstehen eines Textes. Wenn wir einen Text lesen und verstehen wollen, sind wir stets darum bemüht, Zusammenhänge zwischen vorherigen und neuen Informationen zu finden – also Kohärenz herzustellen. Kintsch und van Dijk (1978) entwickelten eine Theorie zur Kohärenzherstellung, nach der ein Text in Zyklen durch das Zusammenwirken von Langzeit- und Arbeitsgedächtnis verarbeitet wird (bei Strohner 2006, S. 195–197). Diese Zyklen finden wir auch im Übersetzungsprozess der Schüler*innen. Ein Text wird nach Kintsch und van Dijk portionsweise abgearbeitet. Dabei sind allerdings jeweils nur wenige Propositionen, d. h. Satzinhalte, aktiv und präsent. Das liegt daran, dass nur eine geringe Anzahl an Informationen aus dem Text ins Arbeitsgedächtnis aufgenommen werden kann. Die Menge richtet sich nach dessen individueller Kapazität und der Komplexität des Textes. Je schwieriger der Text ist, desto weniger Informationen können die Schüler*innen demnach aktiv zur Verständniskonstruktion, aber auch zum Übersetzen verwenden. Die aufgenommenen Informationen werden mit bereits vorhandenen verknüpft. Wenn zu viele aktiv sind, werden sie durch Evaluation und Selektion reduziert.

Da die aufgenommenen Propositionen im muttersprachlichen Verstehensprozess vor allem aus semantischen Textinformationen bestehen, orientieren sich die Schüler*innen beim Bilden der Wortblöcke auch im Lateinischen nicht an den grammatikalischen Formen oder der Syntax, sondern an den Vokabelbedeutungen.

Folgen für die Praxis

Für die Unterrichtspraxis bedeutet dieser Einfluss des Verstehensprozesses und der Arbeitsgedächtniskapazität unter anderem, dass wir verschiedene Ziele einer

Übersetzung unterscheiden sollten. Handelt es sich um eine inhaltsorientierte Paraphrase oder eine strukturell orientierte Übersetzung, die Form und Gestalt des lateinischen Textes wiedergibt? Beide Varianten sind denkbar und möglich. Allerdings sollte den Schüler*innen im Arbeitsauftrag deutlich gemacht werden, welche Form der Übersetzung von ihnen erwartet wird. Das bedeutet zugleich auch, dass wir uns mit der Übersetzung bewusst auf verschiedene Kompetenzbereiche fokussieren können. Auf diese Weise werden die Schüler*innen gezielter gefördert. Anregungen zur methodischen Umsetzung finden Sie in der nachstehenden Tabelle.

Ausgewählte Kompetenzbereiche des Übersetzens	Mögliche Methode zur Förderung
Textverstehen – Inhaltsorientierung	Paraphrase
Syntax/Morphologie – Strukturorientierung	Synoptisches Lesen
Semantik – Bedeutungsorientierung	Lückenübersetzung

¹ Vgl. Florian (2015): Heimliche Strategien – Wie übersetzen Schüler wirklich? Göttingen.

Literatur

Braisch, I. (2009): Der Junge, der nicht zur Schule gehen wollte. Eine fantastische Geschichte aus Wales. In: RAAbits Latein – Impulse und Materialien für die kreative Unterrichtsgestaltung, Raabe-Verlag.

Florian, L. (2017): So übersetzen Schüler wirklich. Göttingen.

Kuhlmann, P. (2012): Das Verhältnis von Vokabel- und Grammatikwissen bei der Textarbeit. In: *Forum Schule* 59, Nr. 1–3, S. 99–110.

Lutjeharms, M. (2010): Der Leseprozess in Mutter- und Fremdsprache. In: Lutjeharms, M., Schmidt, C. (Hrsg.): Lesekompetenz in Erst-, Zweit- und Fremdsprache, Gießener Beiträge zur Fremdsprachendidaktik, Tübingen, S. 11–26.

Strohner, H. (2006): Textverstehen aus psycholinguistischer Sicht. In: Blühdorn, H., Breindl, E., Wagner, U. H. (Hrsg.): Text – Verstehen: Grammatik und darüber hinaus. Institut für Deutsche Sprache. Jahrbuch 2005. Berlin. S. 188–204.

Abbildung 1: Florian (2017): So übersetzen Schüler wirklich. Göttingen. Vandenhoeck&Ruprecht, S. 9.

Abbildung 2: ebd. S. 19.

Abbildung 3: ebd. S. 20.

Abbildung 4: ebd. S. 61.

Perspektiven für den Lateinunterricht – Tagung der Fachdidaktikerinnen und Fachdidaktiker

EIN BERICHT VON STEPHANIE NATZEL-GLEI

Vom 30.11. bis 1.12. 2017 fand in Mainz die 3. Fachtagung „Perspektiven für den Lateinunterricht“ statt, die alle zwei Jahre im Wechsel von einem Landesministerium ausgerichtet wird und an der VertreterInnen aller Universitäten aus der Bundesrepublik teilnehmen. Die Tagung bietet ein ausgezeichnetes Forum, sich über die neuesten Tendenzen in der altsprachlichen Fachdidaktik zu informieren und mit Kolleginnen und Kollegen auszutauschen.

Das Tagungsprogramm wurde durch einen Vertreter des Ministeriums für Bildung Rheinland-Pfalz eröffnet und gliederte sich in drei Teile: Auf jeweils ein Impulsreferat folgten teilweise parallele Workshops, in denen die Impulse ggf. aufgenommen und weiterentwickelt

werden sollten; anschließend gab es eine allgemeine Aussprache. Am Abend fand die Aufführung einer plautinischen Komödie durch die Theatergruppe der Universität Mainz statt.

Das erste Impulsreferat hielt Prof. Dr. Stefan Kipf von der Humboldt-Universität Berlin: „Allgemeine Menschenbildung – Thesen zum Grundlagenfach Latein“. Kipf erläuterte die Bildungstheorie Wilhelm von Humboldts, bezogen auf ihre Anwendbarkeit für den heutigen Lateinunterricht („Lernen lernen“), und ging auf die Thesen von Julian Nida-Rümelin („Humanistische Reflexionen“, 2016) ein, wonach oberstes Bildungsziel die „autonome Existenz des Menschen“ sei, die ohne Latein und Griechisch nicht auskommen könne.



Ein volles, aber interessantes Programm erwartete die VertreterInnen aller Universitäten auf der 3. Fachtagung „Perspektiven für den Lateinunterricht“ in Mainz

Die anschließenden Workshops handelten von der konkreten Bandbreite des Lateinunterrichts an verschiedenen Schulformen, wobei besonders die Extreme in den Blick genommen wurden: Latein einerseits an altsprachlichen Gymnasien, andererseits an nichtgymnasialen Schulformen. Die Leiter der Workshops hielten insbesondere vielfältiges und umfangreiches statistisches Material bereit; u. a. zeigte sich, dass im G8 über den Erwerb des Latinums in der EF hinaus kaum noch Lateinkurse in der Oberstufe zustande kommen.

Im zweiten Impulsreferat, gehalten von Prof. Dr. Peter Kuhlmann von der Universität Göttingen, ging es um „Textverständnis und Übersetzung sowie deren Bedeutung“. Kuhlmann machte deutlich, dass der Stellenwert der (verschriftlichten) Schülerübersetzung gegenüber dem (vorgängigen) Textverständnis als einer wichtigen hermeneutischen ‚Teilkompetenz‘ im modernen Lateinunterricht geringer anzusetzen sei – anders gesagt, dass der Decodierung gegenüber der Recodierung der Vorzug gebühre. In der Folge ergibt sich hieraus, dass Teilleistungen wie Inhaltsparaphrase, Nachweisen von Sachfeldern, Bestimmung der Textsorte usw. als ‚dokumentierte Lösungswege‘ (ähnlich wie in der Mathematik) anzustreben seien.

War schon vom ersten zum zweiten Impulsreferat eine Entwicklung vom Allgemeinen (bildungstheoretischer Hintergrund) zum Spezielleren (Textverständnis und Übersetzung) zu verzeichnen, so ging StD‘ Ingvalde Scholz vom Staatlichen Seminar für Didaktik und Lehrerbildung Stuttgart im dritten Impulsreferat „Der Lateinunterricht im gewandelten gesellschaftlichen Umfeld“ auf aktuelle Themen der Fachdidaktik

ein, die in Workshops vertieft wurden: Als besondere gesellschaftliche Herausforderungen wurden Digitalisierung, Sprachbildung (Brückenfunktion des Lateinischen für die sprachliche, kulturelle und literarische Bildung, auch und gerade für Kinder mit nichtdeutscher Muttersprache) und Binnendifferenzierung (Inklusion) benannt.

Insbesondere bei dem letzteren Thema standen verschiedene Grade von Heterogenität im Vordergrund: Neben der ‚interindividuellen‘ Heterogenität (z.B. unterschiedlicher Entwicklungsstand von SuS) sei auch die ‚intraindividuelle‘ Heterogenität (z.B. unterschiedliche Ausbildung von intellektuellen, emotionalen und motorischen Fähigkeiten in derselben Person) zu berücksichtigen. Binnendifferenzierung sei daher auch im Lateinunterricht unverzichtbar. In einem von Scholz zusammen mit Prof. Dr. Tamara Choitz (Uni Mainz) geleiteten Workshop wurden praktische Tipps für die Gestaltung binnendifferenzierter Unterrichtsphasen gegeben. Ein interessanter Aspekt war ferner, dass sich spezifische Inklusionschancen für Kinder mit Autismus-Spektrum-Störungen gerade im Lateinunterricht ergeben, da hier mehr als in den modernen Kommunikationssprachen das analytische Denken im Fokus stehe.

Insgesamt gab es neben der Vertiefung altbekannter Thesen aber auch die Erkenntnis, dass der Lateinunterricht nur eine nachhaltige Zukunftsperspektive hat, wenn die Schulformen zur Erreichung bestimmter Ziele genutzt werden (z.B. das altsprachliche Gymnasium als ‚impulsgebende‘ Schulform) und sowohl der Unterricht selbst als auch die Kompetenzerwartungen und Leistungsbeurteilungen differenzierter werden. Aufgabe der universitären Fachdidaktik ist es, die Studierenden mit den vielfältigen Perspektiven, aber auch Problemen des modernen Lateinunterrichts vertraut zu machen, um sie bestmöglich auf den Schulalltag vorzubereiten.

Nexus meets Schule

EINE KOLUMNE VON CAROLINE WAHL

N*on scholae, sed vitae discimus?* Sollte es nicht besser heißen *et in schola et in universitate vitae discimus?* Meines Erachtens besitzen beide Lebensweisheiten ein Fünkchen Wahrheit. Die Schule soll auf das spätere Leben vorbereiten, indem sie qualifiziert, selektiert, integriert und legitimiert.¹ Doch was geschieht, wenn die Schule abgeschlossen ist? Einige machen eine Ausbildung, manche ein soziales Jahr oder absolvieren einen Auslandsaufenthalt, aber einige der AbiturientInnen entscheiden sich auch für eine akademische Laufbahn, die prägend für sie ist. Daran ist zu erkennen, dass die SuS sowohl in der Schule als auch in der Universität für das Leben lernen. Warum sollte aufgrund dieser Tatsache dann nicht die Lebensweisheit lieber *et in schola et in universitate* heißen? Natürlich müsste diese noch um andere Institutionen erweitert werden, aber diese Kolumne fokussiert sich auf die Verbindung bzw. den Übergang zwischen Universität und Schule. Sie soll einen Blickwinkel auf die Universität aus Sicht der SuS eröffnen, aber auch einen Blick zurück in die Schulen ermöglichen, um eine Verbindung zwischen Schule und Universität herzustellen. Viel Spaß mit dem ersten Artikel der Kolumne *Nexus meets Schule!*

Die RUB-Guides sollen in dieser Ausgabe besonders hervorgehoben werden. Sie besuchen SuS, die kurz vor ihrem Abschluss stehen, und stehen ihnen beratend in Hinblick auf ihr zukünftiges Studium zur Seite. Das Programm richtet sich an SuS, die bereits wissen, was sie studieren wollen und Informationen über ein bestimmtes Studienfach bekommen möchten, aber auch an SuS, die noch unschlüssig über ihren Werdegang nach dem Abitur sind. Sie schwanken noch und wissen lediglich, dass sie studieren wollen, welches Fach sie aber genau belegen wollen, überlegen sie noch. Momentan sind Studiengänge aus vielen verschiedenen Fachbereichen in dem MentorInnenprogramm vertreten: Maschinenbau, Umwelttechnik und Ressourcenmanagement, Gender Studies, Evangelische und Katholische Theologie, Anglistik, Germanistik, Biologie etc. Leider ist das Fach Latein – wie Julia Zielberg, die Koordinatorin des Projekts, schildert – schon seit längerer Zeit nicht vertreten, obwohl es an den meisten Gymnasien und Gesamtschulen unterrichtet wird. Vielleicht entscheiden sich nicht viele SuS für ein Studium der Latinistik, Gräzistik oder der Klassischen Philologien, aber trotzdem ist es wichtig, unser Fach zu repräsentieren und darzustellen, um die wenigen SuS mit einem solchen Interesse vor Ort zu informieren.

Gleichzeitig können die RUB-Guides durch das Projekt den Lernenden aufzeigen, dass das Fach aktuell ist. Latein ist die Basissprache Europas. Sie lebt in den romanischen Sprachen fort. Nicht nur das! Das Englische, aber auch das Deutsche haben viel von der lateinischen Sprache übernommen. Auch aus dem Altgriechischen können einige Wörter aus unserer Sprache abgeleitet werden. Daher können durch Latein, aber auch durch Altgriechisch zu anderen Sprachen Brücken geschlagen werden.

Außerdem wird eine historische Kommunikation durch die Fächer ermöglicht: „Die SuS entwickeln (...) ein Verständnis von Kontinuität und Wandel, entdecken wichtige gemeinsame Grundlagen europäischer Kultur und erhalten dadurch Unterstützung bei der persönlichen Orientierung und Selbstbestimmung in der Gegenwart und Zukunft.“² Zudem stellt Latein als ein Gegenstand des Unterrichts zwar keine Sprache dar, die einer unmittelbaren Verständigung dient, – wobei auch das heutzutage durch das Radio Bremen versucht wird – sondern stellt ein Modell der Sprache dar, „das sich aufgrund der historischen Distanz in besonderer Weise für sprachreflektierendes Arbeiten anbietet.“³ Ähnliches gilt auch für Altgriechisch. Diese Informationen und viele mehr können von den RUB-Guides vermittelt werden. Die RUB-Guides fungieren demnach als Verbindungstück zwischen Universität und Schule und stehen als Sinnbild für den ersten Artikel der Kolumne. Nicht nur die SuS profitieren von den Guides, auch die Guides können Vorteile daraus ziehen: Sie erhalten für ihre Tätigkeit Zertifikate. Zudem sammeln sie Erfahrungen in Rhetorik, Moderation, Präsentation, Gruppenführung, Kommunikation etc. Ihr wollt Lehrer und Lehrerinnen werden? Das ist super! Genau durch die Arbeit als RUB-Guide sammelt ihr Erfahrungen und erlangt Routine vor einer Klasse zu stehen. Zudem ist es euch möglich, eurer Kreativität freien Lauf zu lassen und so eure Schulbesuche zu gestalten.

Ihr habt Interesse an dem Projekt bekommen und möchtet das Fach Latein oder Altgriechisch SuS vorstellen? Dann meldet euch doch unter folgenden Adressen: rub-guides@rub.de oder www.rub.de/zsb/rub-guides.

¹ Vgl. Fend, Helmut: Theorien der Schule. München 1980.

² Kernlehrplan für das Gymnasium – Sekundarstufe I in Nordrhein-Westfalen. Düsseldorf 2008. S. 11.

³ ebd. S. 11–12.



RUB

RUHR-UNIVERSITÄT BOCHUM

RUB-GUIDES GESUCHT!
WWW.RUB.DE/ZSB/RUB-GUIDES

Interesse? Hier ist der Informationsflyer zu den RUB-Guides

RUB-GUIDES

SCHÜLERINNEN UND SCHÜLERN DAS EIGENE FACH VORSTELLEN

Erinnern Sie sich noch an Ihre Zeit nach dem Abi? Oft ist man sich gar nicht so sicher, was man danach mit seinem Leben anstellen will. Damit die Schülerinnen und Schüler künftig besser einschätzen können, was sich hinter einem Studiengang verbirgt, sucht die Zentrale Studienberatung **Studierende aller Fachrichtungen**, die Schülerinnen und Schülern gern bei der Studienorientierung helfen wollen. Als RUB-Guides besuchen Sie Schulen in der Region und berichten dort von Ihrem Studiengang.

Haben Sie Interesse Schülerinnen und Schülern Ihr Fach vorzustellen? Dann melden Sie sich bei uns! Wir freuen uns auf Sie!

Kontakt: rub-guides@rub.de
 Homepage: www.rub.de/zsb/rub-guides

WARUM GUIDE WERDEN?

- Zertifikat über die Tätigkeit als Guide
- Schulung/Workshop/Treffen
- Erfahrungen sammeln - auch für den Job (Rhetorik, Moderation/Präsentation, Gruppenführung, Kommunikation...)
- Möglichkeit Schulbesuche kreativ gestalten
- Rückkehr an die alte Schule?
- Freude daran, Schülerinnen und Schülern bei ihrer Studienorientierung zu helfen

Zornige junge Männer und lateinische Poesie

GERD ALLESCH (GERARDUS ALESIIUS)

über die Wirkung von Catull und Horaz und den Weg zur Gelassenheit

Zornige junge Männer und lateinische Verse, wie passt das zusammen? Nun, soweit meine persönlichen Erfahrungen zur Beantwortung dieser Frage taugen, sehr gut. Ist man Mitglied einer losen Gang randalierender Halbstarker in der tiefen österreichischen Provinz und trifft im Schulunterricht auf den Dichter Valerius Catullus aus Verona¹, könnte – nein kann man durchaus zu dem Eindruck gelangen „Der ist doch eigentlich einer wie wir“ und in ihm eine Identifikationsfigur finden und – statt Schulfenster mit Steinen einzuwerfen – auf den wesentlich produktiveren Gedanken kommen, Invektiven z. B. auf verhasste Lehrpersonen zu richten, wie Catull gegen die Obrigen seiner Zeit, die Feinde der Freiheit, seine giftigen Pfeile schießt, selbstverständlich nicht ohne grobe Unflätigkeiten.

Auch für etwas Anderes konnte Catull Pate stehen – Liebesergüsse, die, im missglückten Versuch der Nachahmung, möglicherweise etwas peinlich gerieten und – ebenso wie die Invektiven – vor allem formal/metrisch völlig danebenlagen. Denn die anspruchsvolle römische Metrik – und seien es auch nur einige wenige Versmaße – einigermaßen zu bewältigen, ist eine Herausforderung, die Praxis und Zeit benötigt und eher erst in höheren Uni-Semestern gelingt. Eine Möglichkeit ist das Ausweichen auf andere Formen, freirhythmisch oder gereimt; beliebt im zeitgenössischen lateinischen Dichten ist auch die japanische Gedichtform des Haiku² (5+7+5 Silben), z. B.

Aestatis aestus
 facile superatur
 aestu puellae.

Das schreibt sich einfach viel leichter als ein Epigramm im elegischen Distichon.

Der Rebellion wurde durch das Abitur (oder, wie die Österreicher sagen, die Matura) zwar weitgehend der Stoff entzogen, ganz verging sie aber nicht, wovon noch gegen Professoren (nicht der Klassischen Philologie, wie mir wichtig ist zu betonen) gerichtete Epigramme zeugen:

Videsne ut ille vanitate turgescat
 paenissime ut sit unus et merus venter
 iactetque honore se novo professoris
 putetque mire se bonum atque sollertem?³

...

beginnt etwa eines, oder:

Ad quendam professorem de creatione ex nihilo

Subest nihil, si fit creatio vera.
 Ergo professor tu creatus es vere.⁴

Und auch die Wände der Instituts-Toiletten waren nicht sicher vor versifizierter Verunstaltung – teils grob obszön – wobei es sich um Gemeinschaftsarbeiten mehrerer Studiosi und Studiosae der Klassischen

PERSPEKTIVEN

Philologie handelte, die in fachkundigen Kreisen sogar eine gewisse Bekanntheit unter dem Namen *Corpus Cloacopoeticum Classicophilologicum Vindobonense*⁵ erlangt haben.

Mehr und mehr gewann aber im Laufe der Jahre ein anderer Schulautor (damals wie heute schwierige Lektüre der obersten Klassen) für mich an Bedeutung, Horaz, der Dichter der Ordnung und der Mäßigung, der Dichter der Philosophie, von dem man lernen konnte, seine Leidenschaften zu bezwingen, sich selbst in der Gewalt zu haben. Horaz stellt der Haltlosigkeit die Haltung entgegen, dem Chaos (nicht nur dem der Gefühle) die Ordnung:

contra triste chaos tu, Venusine, dux⁶

Das Dichten selbst ist ein Prozess des Ordnen: Worte, Gedanken, ja die Dinge selbst werden geordnet. Horaz, im vollständigen Gegensatz zu Catull, hat sich in der Gewalt, folglich (das hat Nietzsche so über den Historiker Thukydides formuliert) behält er auch die Dinge in der Gewalt. Horaz ist ein großer Ratgeber und Lehrer, von ihm erhält man echte Lebensbewältigungshilfe (mit Catull hingegen kann man gut untergehen). Lebenskunst ist es, was man wirklich braucht. Fort mit den Ängsten! Liebesleidenschaften gilt es zu zügeln, die Götter der Liebe zu besänftigen:

matris effrenus puer aestuosae
mitigandus praecipue, faces ut
lenior inflet.⁷

Horaz führt uns auf dem Weg zur Gelassenheit. Die Wandlung vom Catullianer zum Horazianer erscheint mir geradezu als notwendige Konsequenz eines Reifungsprozesses. Zuletzt kann er mit einigem Ernst die Frage stellen, ob es nicht besser/*melius* sei, *dormire quam scribere versus*?⁸ Gegen Zwang verwehrt er sich. Den angebotenen Spitzenposten eines Staatssekretärs an der Seite des mächtigsten Mannes der Welt lehnt er ab. Denn man soll nichts tun, was man nicht tun will. Das gilt auch für das Dichten: wenn es keine Freude mehr macht – warum sich damit plagen?

Ich war meiner Veranlagung nach immer eher zum Lesen als zum Schreiben geneigt, eher Publikum als Akteur. Trotzdem sind im Lauf der Zeit einige hundert lateinische Gedichte aus meiner Feder zustande gekommen und macht es mir auch jetzt noch gelegentlich Freude, an Versen kleiner Poeme zu feilen. So habe ich etwa vor kurzem versucht, die Quintessenz der Philosophie Epikurs, die ja auch für Horaz von höchster Wichtigkeit war (die Philosophie der Freude/Hedone; an einer Stelle bezeichnet er sich sogar als *Epicuri*

de grege porcus) in ein Distichon zu setzen, die *Epicuri Tetrapharmakos*:

Haec praecepta viri: deus est et mors nihil ad nos,
est dolor exiguus, parvula suntque satis.

Oder ich schreibe Einzelverse, Monosticha, verschiedenen Inhalts, hauptsächlich im Hexameter. Das kann ein schlichter Gedanke sein, eine philosophische Weisheit, ein Sprichwort oder ein Merkspruch wie Mutters Anweisung, keine Süßigkeiten von Fremden zu nehmen. Hier eine kleine Auswahl, beginnend mit einem stoischen Satz und endend mit Ciceros Ansicht über die Wichtigkeit des Geschichtsstudiums:

- (1) Omnibus ex rebus tibi tu solacia praesta!
- (2) A teneris agitet, qui vult clarescere in arte.
- (3) Nomina mutantur, res atque incommoda perstant.
- (4) Supremum caeli donum mortalibus est pax.
- (5) Felices fimus – quidni? – rebus coemendis.
- (6) Usque est discendum vivere, et usque mori.
- (7) Gnaviter assuescat, quisquis vult esse paratus.
- (8) Ducit in interdum – vae! – via recta lutum.
- (9) Tu moreris. Stant perpetuo tamen ordine stellae.
- (10) Et stellae moriuntur enim, res nulla manebit.
- (11) Mater: „Ab ignotis“ inquit „ne dulcia sume!“
- (12) Verba nihil nisi sunt nebulae vanae sonitusque.
- (13) Venator noli leporum simul esse duorum!
- (14) Id nolle quod necesse: quae vesania est?
- (15) Qui vetus esse haud vult, iuvenis decedere debet.
- (16) Nescis historias? Puerum te semper habeto!

Chronogramme zu schreiben, kann mit einiger Übung auch interessierten Schülerinnen und Schülern im Unterricht Spaß machen. Chronogrammverse zu verfassen hingegen kann zu Verstimmungen führen: Gilt es doch, nicht nur metrisch korrekte Verse zu schaffen, sondern eben auch exakt die erforderlichen Zahlzeichen in ihnen unterzubringen. Und das will manchmal einfach nicht und nicht gelingen. Umso größer ist die Freude, wenn sich zuletzt doch der gewünschte Erfolg einstellt. Als Beispiel führe ich an mein Chronogrammgedicht zur Fußball-Europameisterschaft 2016:

Oh nVnC InsanIre IVVat peDIbVsqVe pILIsqVe!
IVbILa qVanta ferent faVtores LaetItIasqVe!
TVta paCe greges Dent et Det FranCIa festa!

Chronogramme sind hervorragend geeignet für festliche Anlässe, Jubiläen, Geburtstage. In diesem Jahr haben zwei bedeutende Männer ihren 85. Geburtstag begangen: Professor Alfons Weische in Münster (*27.1.1932), Experte für römische Rhetorik und aktiver Latinist, Mitbegründer der *Latinitati Vivae Provehendae Associatio* (LUPA), und mein Vater Egon

Allesch in St. Veit an der Glan/Kärnten (*20.9.1932),
Schuldirektor im Ruhestand. Beiden wünsche ich alles
Gute in chronogrammatischer Form:

Ad Alfonsum Weische
85. diem natalem agentem

Care ALfonse, tIbI sVnt VoX, Cor, LIngVa LatIna
optaMVsqVe Choro: VIVe VIgeqVe DIV!

Ad Patrem

ECCE pater oMnes! SVnt fILIVs atqVe nepotes
aCCantat tIbI VoXqVe: DIV VIVas VIgeasqVe!

Und für meinen lieben Vater füge ich noch eine kleine
Geburtstagsode in alkäischen Strophen hinzu, mit einer
Anspielung auf Hölderlins ebenfalls alkäisches Gedicht
(*Vor seiner Hütte ruhig im Schatten sitzt/ der Pflüger...*)
Abendphantasie, in welchem die Rastlosigkeit und Un-
ruhe der Jugend in Kontrast gesetzt wird zur heiteren
Ruhe des Alters, endend mit dem Vers: „*Friedlich und
heiter ist dann das Alter.*“ Quod sperandum est.

Patri Egon Allesch
85. diem natalem agentis

Sedens arator post casulam suam
ut est quietus nempe laboribus
duris diei iam peractis
vespere nunc fruiturque tecto

fumante – circum femina, liberi
amabiles, qui laetitiam adferunt
cibisque mensam ornare certant:
omnia splendida et otiosa.

Sic carpe vitam, seu tuus Hesperum
vultus serenat, surgere seu parat
Phoebus relinquens strata pulchra,
neu careant bona festa Baccho!

Adest tuorum grex tibi candidus
hac luce laudes magnificas patri
canit merenti tuque multos
vive vigeque, pater, per annos!

- ¹ Literaturtheoretiker dürfen an dieser Stelle gerne dessen
lyrisches Ich einsetzen.
- ² Beispielshalber sei hier nur eine neuere Publikation genannt,
herausgegeben von der *Societas Flandrica Haicubus Latine
pangendis* namens Harundine: F. Terryn (ed.), *Quid susurrat
ventus?* (2016).
- ³ G. Alesius, *Epigrammatum Libellus*, Vindobonae (2000),
ep. 10, 1–4.
- ⁴ Ebd., ep. 16.
- ⁵ Publiziert im Internet: <http://www.poeticum.at/CCCV.htm>
- ⁶ G. Alesius, *Odae XLV*, Vindobonae (2005), c. 1, 17.
- ⁷ Ebd. c. 10, 10–12.
- ⁸ Nach Hor. *epist.* 2, 2, 54.

Ad personam ... Jan Bloemendal



I. Zu Latein bin ich gekommen ...
... weil ich Interesse an Ge-
schichte und an Sprachen und
sehr gute, inspirierende Lehrer
hatte.

II. Mein Cognomen wäre ...
... Naso (ich spreche ein wenig
nasal).

III. Dieses Buch lege ich nicht mehr aus der Hand:
Die Bibel, Vergils *Aeneis*, und Multatulis *Max
Havelaar*, einen Roman aus dem neunzehnten
Jahrhundert über die niederländische Herrschaft
in Indonesien.

**IV. Wenn ich für einen Tag eine andere Person sein
könnte, wäre ich ...**
... Seneca philosophus.

V. Das ist das Beste, was ich je gelesen/gehört habe:
Von Angela Merkel: „Wir schaffen das“; weil
es Humanität, ein Konzept aus der Antike, das
impliziert, dass man als zivilisierter Mensch für
andere Leute sorgen soll, mit Caritas, ein Kon-
zept des Christentums, zusammenbringt. Wie
man diese Aussage in die Praxis umsetzt – darü-
ber kann man diskutieren, aber sie fasst sehr vie-
les zusammen.

VI. Hier fühle ich mich am wohlsten:
In Rom, eine schöne Stadt, die die ganze Ge-
schichte innehat, vom Altertum bis zur heuti-
gen Zeit, mit mittelalterlichen und neuzeitlichen
Elementen, und mit guten Restaurants.

VII. Mein lateinisches Lieblings(sprich)wort ist ...
... *Festina lente*, Eile mit Weile.

PERSONEN AM SEMINAR

- VIII. Diesen Film/diese Serie könnte ich tausendmal anschauen:**
House of Cards.
- IX. Diese drei Dinge würde ich auf meiner Zeitreise aus der Antike zurück in die Zukunft heimlich mitgehen lassen:**
Ein Manuskript von Vergils Aeneis, den Giftbecher von Sokrates (ohne Gift darin) und eine Malerei von Zeuxis.
- X. Meine Highlights des Jahres ...**
... sind die Promotion unserer ältesten Tochter und meine Habilitation in Bochum.
- XI. Der größte Schurke der Antike ist für mich ...**
... Julius Caesar oder Kaiser Augustus, da sie viele Leute rücksichtslos umgebracht haben. Aber sie waren leider nicht die einzigen Römer, die das gemacht haben.
- XII. Meine Superkraft wäre ...**
... Interesse an anderen Leuten.
- XIII. Das will ich unbedingt noch machen:**
Ich habe keine ‚Bucketlist‘.
- XIV. Mein Lieblingscharakter der Antike ist ...**
... Seneca der Jüngere. Aber ich könnte mich vielleicht am besten mit einem späteren Lateiner identifizieren: Erasmus, der Antike und Christentum miteinander zusammenzubringen suchte, mit allen Leuten im Gespräch bleiben, depolarisieren und verbinden wollte.
- XV. Damit macht man mir eine Freude:**
Ein gutes Glas Rotwein (nur eines!).
- XVI. Mein Lieblingsessen ist:**
Spinat.
- XVII. Mit 1 Million Euro würde ich ...**
... ein Fond einrichten für Neulateinstudien.
- XVIII. Wenn ich mir einen anderen Beruf aussuchen müsste, wäre ich ...**
... Bäcker.
- XIX. Damit kann man mich jagen:**
Langsamkeit und Faulheit.
- XX. Mein verborgenes/geheimes Talent ist ...**
... das Damenspiel, ein Brettspiel.

Erstellt von Julia Jennifer Beine und Mirka Philipps

Vale, Theodore!

EIN INTERVIEW MIT THEODOR LINDKEN VON TIM RESCHOP

Nach dem Wintersemester 17/18 beendet Theodor Lindken seine Lehrtätigkeit an der Ruhr-Universität und geht in den wohlverdienten Ruhestand. Wir wollten die Gelegenheit nutzen, um mit „Theo“ über seinen Werdegang zum *magister philologiae* zu sprechen und darüber, was er abseits vom Fahrradfahren in der kommenden freien Zeit noch so vorhat.

Herr Lindken, nach diesem Semester beenden Sie Ihre Lehrtätigkeit und gehen in den wohlverdienten Ruhestand. Wie sehr freuen Sie sich auf die kommende, freie(re) Zeit?

Also, man kann sich ja längere Zeit auf den Zustand des Ruhestandes vorbereiten und es kommt auch nicht unerwartet. Es fallen einem im Laufe der Zeit immer mehr Dinge ein, mit denen man sich beschäftigen könnte. Dinge auch, die gar nichts mit

der Uni zu tun haben, wie man sich denken kann. Beispielsweise die Wohnung renovieren oder Ähnliches, was jetzt aus Zeitgründen einfach schon seit Jahren ’rausgeschoben wird. Das sind Tätigkeiten, auf die ich mich auch freue! So etwas mache ich gerne – handwerkliche Tätigkeiten. Und das wird mich dann wahrscheinlich alsbald im Sommer auch beschäftigen, wenn das Wetter schön ist.

Was werden Sie an der RUB bzw. am Seminar vermissen und warum?

Wahrscheinlich den täglichen Kontakt mit den Studierenden. Ihr wisst ja, dass meine Tür immer offen ist und jeder zu jeder Zeit ‚reinkommen kann‘. Da fühle ich mich kommunikativ genug, wenn jemand vorbeischaut und etwas mit mir bereden möchte – immer gerne! Ich bin eher ein Abendarbeiter und am Abend am produktivsten. Ich arbeite an meinen Sachen auch in der Regel abends und am Wochenende. Und die

Tätigkeit hier, das ist immer so eine Mischung aus Büro­tätigkeit, Veranstaltungen vorbereiten usw.

Und was gar nicht?

Hier gibt es natürlich Dinge, die mich sehr viel Zeit kosten, z. B. die e-Campus-Bearbeitung usw. Und auf die Zeit, die dadurch frei wird, freue ich mich sehr, sodass dann für andere Aktivitäten viel mehr Zeit bleibt. Ich bin kein großer Fan von Papierkram usw. Ich war auch eigentlich sogar dafür, dass die zusätzlichen Papieraufzeichnungen für Leistungen abgeschafft werden – nach dem Motto: Es reicht, wenn das elektronisch gemacht wird. Aber es gab damals eine Abstimmung in der Seminarkonferenz und die Studierenden haben gewünscht, was ich auch verstehen kann, dass weiterhin die Sicherheit einer Papieraufzeichnung bestehen bleibt. So hat man die gleiche Bürokratie wie vorher – und e-Campus zusätzlich. Insofern ist das eine Tätigkeit, die mich nur sehr wenig erfreut. Dazu kommt natürlich noch die Verwaltung von anderen, nicht eigenen Veranstaltungen. Darauf kann ich, würde ich sagen, gut verzichten.

Vielleicht erst einmal einen Schritt zurück. Was war der erste ernste Berufswunsch, den Sie hatten und an den Sie sich erinnern können? Spielten die Sprachen des Altertums schon immer eine Rolle?

Mein erster sehr ernster Berufswunsch war schon als Kind vorhanden. Ich wollte, wie mein Großonkel, Schrankenwärter werden. Das war also nicht nur ein Kindheitstraum. Ich habe wirklich darüber nachgedacht und interessiere mich auch weiterhin sehr für Eisenbahnen. Außerdem war das immer so schön, am Fenster meiner Großmutter zu sehen, wie mein Großonkel die Schranken 'rauf und 'runter 'machte'. Da hatte ich wirklich lange Zeit das Gefühl: „So etwas Technisches würde dich auch interessieren.“

Wie kam es dann zum Studium der Klassischen Philologie?

Das kam während der Gymnasialzeit. Ich war auf einem humanistischen Gymnasium, dem Burggymnasium in Essen. Ich hatte also neun Jahre Latein und sechs Jahre Griechisch. Ich war aber trotzdem nicht unbedingt festgelegt, dass es die Klassische Philologie werden würde. Ich wollte erst Elektrotechnik als Alternative studieren, weil mich das auch sehr interessiert hat und ich mich in der Freizeit viel damit beschäftigt habe. Es war damals aber auch – Anfang der 70er Jahre – eine Zeit, in der es mit Griechisch an den Schulen hier in NRW rapide bergab ging. Das ging so weit, dass alle Griechischlehrer vom Ministerium

einen Brief bekamen, sie möchten doch bitte kundtun, welches Fach anstelle von Griechisch sie denn unterrichten wollten. Dann, kurz vor dem Abitur, stand irgendwie doch fest: „Okay, es wird die Klassische Philologie werden.“ Darauf hat aber tatsächlich mein alter Griechischlehrer, den ich wirklich sehr schätze, der aber leider vor zwei Jahren verstorben ist, versucht, mich davon abzubringen, mit dem Hinweis: „Theo, das ist brotlose Kunst. Du wirst damit nie einen Job bekommen.“ Eine Alternative außer Schule hatte man mit Latein und Griechisch eigentlich nicht. Nun ja, die Worte meines Lehrers haben mich so abgeschreckt von dieser Kombination, dass ich Latein und Geographie studiert habe. Aber nach einem Semester habe ich gemerkt, dass ich da nicht glücklich werde und bin dann auf Latein und Englisch gewechselt. Ich habe auch mein Grundstudium in Englisch abgeschlossen. Dann kam aber, wie so oft, der Zufall zu Hilfe: Es gab nämlich ein griechisches Proseminar, das auch Lateinstudenten besuchen mussten und danach war die Veranstaltung Griechische Syntax I, damals noch Griechische Stilübungen I. Dann hab' ich beschlossen: „Ach bleib jetzt mal spaßeshalber sitzen und guck, wie viel Griechisch du noch kannst.“ Und nach dieser ersten Sitzung war ich relativ ratlos, was ich machen sollte. Dann dachte ich: „Okay, egal, jetzt pokerst du hoch und studierst Latein und Griechisch.“ Da es praktisch aussichtslos war, hinterher damit in der Schule zu landen – das legte sich erst wieder nach der deutschen Wiedervereinigung – dachte ich mir, dass ich nach dem Staatsexamen in den Bibliotheksdienst gehe, was mir auch sehr viel Spaß gemacht hätte. Also: Ich habe hoch gepokert und hoch gewonnen, muss ich ehrlich sagen.

Haben Sie vorher auch schon an der RUB studiert oder sind Sie erst in Ihrer beruflichen Laufbahn hier gelandet?

Ich habe hier auch studiert. Irgendwann, nach dem dritten oder vierten Semester, wollte ich eigentlich nach Münster oder nach Bonn. Wie ausgegipelt meine Pläne damals waren, weiß ich gar nicht mehr so genau. Dann kam plötzlich die vielleicht entscheidende Begegnung für meine weitere Laufbahn, als ein damaliger Akademischer Rat hier – Heinz Schaefer, dem ich sehr viel zu verdanken habe – mich fragte: „In der Bibliothek ist eine Hilfskraftstelle frei, haben Sie da Interesse?“ Da hab' ich „Ja“ gesagt und vielleicht war das die entscheidende Antwort für meinen weiteren beruflichen Werdegang. Ich war also einer der Vorvorvor-Gänger von Tim Wäller und davor von Niklas Gutt als Hilfskraft in der Bibliothek. Das ging dann nach dem Staatsexamen in diese Stelle hier

PERSONEN AM SEMINAR

nahtlos über. Also wie gesagt: Hoch gepokert, hoch gewonnen. Ich hätte es mir nie träumen lassen, dass es so kommen würde.



Und was bereitet Ihnen bei der Vermittlung des Faches und an der Zusammenarbeit mit Studierenden am meisten Freude?

Sagen wir's mal so: Zu sehen, wie Lernerfolge hinterher aussehen können. Dass man dabei auch mal Frustrationseffekte hat, das bleibt nicht aus. Vor allem, wenn man Anfängerübungen durchführt und sieht, dass einige Studierende noch nicht so weit sind, wie sie sein müssten. Aber es gibt natürlich immer wieder Veranstaltungen, bei denen man mit Feuereifer dabei ist. Wenn man dann auch das Feedback sieht und Rückfragen von Studierenden bekommt, was man lesen kann, um das Thema weiter zu vertiefen. Die Lehre macht mir sehr viel Spaß. Ich werde vermutlich auch die ersten Semester der Zeit als Rentner noch die ein oder andere Veranstaltung geben. Im nächsten Wintersemester vielleicht eine meiner Lieblingsveranstaltungen: Lateinische Syntax und Stilistik für M. A.-Studierende.

Um auf ihr eigenes Studium zurückzukommen und was vielleicht für heutige Studierende auch interessant ist: Können Sie sagen, was für Sie die größten Unterschiede zwischen Ihrem eigenen Studium und dem Studium heutzutage sind?

Ich glaube, es ist schon fast gar nicht mehr vergleichbar. Wir hatten damals eine erheblich bessere Situation, auch was die Zahl der Lehrenden angeht. Die Uni

und auch unsere Fakultät ist ja zu einer Zeit gegründet worden, in der es noch richtig viele Gelder gab, so dass wir also, was unsere Bibliothek angeht, eigentlich immer genug Geld hatten, um alles anzuschaffen, was auf den Markt kam. Wir haben auch oft antiquarisch – vieles aus Beständen der damaligen DDR – Bücher besorgt. Das haben mein Kollege Heinz Schaefer und ich lange Zeit gemeinsam gemacht. Aber zum Studium an sich: Wir hatten sehr viel weniger Obligatorien, dafür sehr viel mehr Zusatzangebote, als es heute geben kann. Durch diese starke Obligatorik sind die Studierenden heutzutage sehr gebunden – das war damals nicht so. Erstens hatten wir viel mehr Lehrpersonal. Ich habe überschlagen – ich glaube, wir hatten ca. 36 SWS mehr Lehrkapazität als heute. Das war natürlich sehr erfreulich. Da wurden dann regelmäßig Veranstaltungen zu Epigraphik, Papyrologie und zu sämtlichen Hilfswissenschaften angeboten, was heute einfach nicht möglich ist. Wir waren viel mehr in anderen Fächer unterwegs, aufgrund der geringeren Obligatorik, und haben Veranstaltungen auch in der Alten Geschichte oder Archäologie besucht. Das war zu meiner Studienzeit der Normalfall. Man hat ein bisschen über den Tellerrand hinausgeblickt. Das ist für mich der größte Unterschied.

Ist denn heute auch etwas besser als damals?

Da habe ich tatsächlich lange überlegt. Also das Positive heute ist, dass gerade aufgrund dieser Vielzahl an Obligatorien die Studenten, die in der Regel mit einem schlechteren Kenntnisstand an die Uni kommen als früher, jetzt besser geführt werden können. Früher hatte man in der Regel mindestens sechs Jahre Latein an der Schule gehabt. Viele sogar, so wie ich, neun Jahre. Das sind natürlich „herrliche Zeiten“ gewesen.

Was würden Sie aus dieser Perspektive den heutigen Studierenden raten?

Also ich würde sagen: Geht, soweit möglich, gerade im Bereich der Altertumskunde, wo man ja zwei Veranstaltungen besuchen muss, nicht unbedingt nur in die von uns angebotenen Veranstaltungen, sondern nehmt auch Angebote etwa in Archäologie und Alter Geschichte wahr. Natürlich sind Veranstaltungen über Antike Religion oder Medizin auch sehr spannend, aber man kann schließlich mehr als zwei Veranstaltungen im Bereich Altertumskunde besuchen. Es müssen ja nicht nur diese zwei obligatorischen sein. Deswegen mein Rat: Soweit es die Zeit zulässt, auch mal über den besagten Tellerrand hinausblicken. Das eigentliche Studium und die sprachliche Ausbildung sollte und darf darunter allerdings nicht leiden.

Ihr Lieblingsautor (Lateinische Prosa) ist ja bekanntlich Tacitus. In diesem Semester geben Sie ja auch ein Seminar zu seinen *Annales*. Warum gerade Tacitus?

Diese „Liebe“ ist schon in der Schule entstanden. Da war ich schon Feuer und Flamme für diesen Autor. Er hat mich fasziniert aufgrund seines völlig anderen Stils gegenüber einem Cicero oder Caesar. Wenn man da diese langen, ausführlichen Formulierungen las, naja. Und dann kommt plötzlich so ein Tacitus dazwischen, der in einem völlig anderen Stil schreibt und auch ein ganz anderes Weltbild hat. Das fand ich sehr faszinierend. Deswegen mache ich auch in meinem letzten Semester – das durfte ich mir aussuchen – eine Veranstaltung zum ersten Buch der Annalen. Das war mein Wunsch.

Welchem Autor können Sie sonst noch viel abgewinnen?

Homer und Thukydides. Homer finde ich so faszinierend, weil praktisch am Beginn der abendländischen Literatur schon so eine Art Höhepunkt da ist. Wir haben in der Schule auch sehr viel Homer gelesen, ein halbes Jahr Odyssee. Mein alter Griechischlehrer war Fan von Platon und Homer, wobei er die Liebe zu Platon nicht so auf mich übertragen konnte. Homer fand ich ganz toll, weil es auch mal was anderes als dieses platonisch-attische war. Diese sprachlichen Dinge haben mich eigentlich schon immer sehr interessiert.

Um einmal auch auf das Altgriechische zu sprechen zu kommen, denn auch da geben Sie ja viele Lehrveranstaltungen: Es gibt ja relative wenige Studierende, die unser Fach im Schwerpunkt Griechisch studieren. Was glauben sie, woran das liegt? Es entscheiden sich z. B. viele, nachdem Sie das Latinum an der Uni abgelegt haben, im Anschluss Latein zu studieren. Wieso glauben Sie, hat der Abschluss des Graecums keinen ähnlichen Effekt?

Ja, ich weiß es nicht. Vielleicht der Blick auf die schulische Perspektive hinterher. Es ist sehr, sehr selten, dass jemand den Schwerpunkt Griechisch wählt. Im Augenblick ist mir auch niemand bekannt. Ich glaube, da spielen rein pragmatische Erwägungen eine Rolle. Dafür haben wir natürlich einige Studierende, die Griechisch als Drittfach studieren. Da sind wir quantitativ sicherlich nicht schlechter aufgestellt, als bei Drittfach-Lateinstudierenden.

Was macht für Sie denn den Hauptunterschied zwischen den beiden Sprachen aus und würden Sie sagen, dass Sie eine der Sprachen präferieren? Wenn ja, warum?

Meine Präferenz, ich sage mal eine leichte Präferenz, liegt bei der griechischen Literatur. Vielleicht liegt das auch an meiner doch sehr guten schulischen Ausbildung, wo uns das Griechische, glaube ich, schmackhafter gemacht worden ist, als das Lateinische. Nun liegt natürlich nicht alles an der Schule, aber ich glaube, wenn man sich mit den Griechen beschäftigt, ist man eher an den Quellen der abendländischen Literatur. Denn es ist ja fast alles irgendwo im griechischen Bereich vorgebildet – an Literaturformen, -inhalten etc. – was dann hinterher im Lateinischen aktuell wurde. Deswegen, sollte man „an den Roots“ beginnen.

Was macht sprachlich für Sie den Hauptunterschied aus?

Es gibt natürlich da einen gewaltigen Unterschied. Der Hauptunterschied ist wohl, dass die Griechen keinen Caesar oder Cicero hatten, die der Sprache ihren Stempel aufgedrückt haben. So reglementiert, wie Caesar und Cicero, wobei es ja auch eigentlich nur die beiden sind, ist im Griechischen kein Autor. Es ist nicht direkt irgendetwas – z. B. eine Konstruktion – falsch, es gibt dahingehend mehr Alternativen. Diese Vielfalt, die da geboten wird, auch an Phrasen usw. – Man findet immer wieder neue Sachen. Ich habe immer ein bisschen das Gefühl, dass das Griechische dadurch lebendiger geblieben ist. Caesar und Cicero haben zu stark gewirkt, obwohl diese Wirkung auch dann irgendwann, Gott sei Dank, mal nachgelassen hat (lacht).

Und inwiefern werden Sie sich privat in Ihrem Ruhestand damit weiter beschäftigen?

Es gibt natürlich längerfristige Projekte, die laufen werden. Frau Schwabe und ich arbeiten z. B. an mittelalterlichen Urkunden, die in Recklinghausen im Vestischen Archiv lagern. Das ist sicherlich eine Tätigkeit mindestens noch für die nächsten zehn Jahre, wo wir auch erstens zugesagt haben, dass wir daran weiterarbeiten und zweitens natürlich auch großes eigenes Interesse daran haben. Und es gibt noch mehrere Projekte dieser Art, die noch einige Zeit über meine Pensionierung hinaus laufen werden.

PERSONEN AM SEMINAR

Abseits vom Fachlichen: Sie fahren sehr gerne Fahrrad und haben schon einige Fahrradtouren gemacht – wie man hört, auch schon längere. Wohin ging die längste bisher?

Meine längsten Fahrradtouren waren an der Ostsee auf der Insel Rügen – mit dazugehörigem Festland. Das war aber immer mit einem festen Quartier verbunden. Teilweise vier Tage, auch bis nach Polen hinein. Das hat mir sehr gut gefallen, auch wenn das mit einem großen Missgeschick geendet hat. Ich habe mir die beiden Hosen, die ich dafür mitgenommen hatte, ruiniert – an Dornen – und ja – auf einer Insel wie Rügen ist es gar nicht so einfach, für meine Größe eine neue Hose zu bekommen (lacht), wie man sich ja denken kann. Das war so das ‚Ulkgigé‘, was mich also an diese Fahrradtour immer wieder erinnert. Zum Glück war das Wetter sehr schön. Wir hatten da auch schon mehr Pech. Ca. vor 2 Wochen [Das Interview fand am 13.11.2017 statt, Anm. d. Red.] bei einer Radtour an einem Wochenende in der Eifel. Da hat es am ersten Tag nur fein genieselt und es war gerade für Brillenträger doch etwas unangenehm, diese Fahrerei. Aber trotzdem, immer gerne!

Haben Sie vor das Fahrradfahren in Ihrem Ruhestand intensiver zu verfolgen?

Im Ruhestand werde ich sicher auch sehr viel Fahrrad fahren. Da stehen einige Touren auf meinem bzw. auf unserem Programm, die dringend mal abgefahren werden müssten. Mit längeren Touren wird es jetzt aber schwierig. Wir haben eine Katze zu Hause und haben nicht immer Betreuung für sie, wenn wir's gerne hätten. Sie ist aber schon in einem solchen Alter, dass man ihr einen Ortswechsel nicht mehr zumuten kann. Sie wird sich sicherlich freuen, wenn ich dann immer zu Hause bin. Oder auch nicht, das weiß ich noch nicht. (lacht) Das muss ich erst testen. Aber so, wie sie sich abends freut, wenn ich nach Hause komme, nehme ich mal an, dass sie auch nicht undankbar ist, wenn ich tagsüber zu Hause sein werde.

Für welche Dinge wollen Sie sich denn außerdem dann mehr Zeit nehmen, für die Sie bisher keine hatten, z. B. das angesprochene Heimwerken? Was steht da an?

Stand vor anderthalb Jahren an, als feststand, dass ich heiraten würde und wir dann eine gemeinsame Wohnung haben würden: Das, was da halt so anfällt. Leitungen verlegen usw. Etwas, was ich auch immer sehr gerne gemacht habe. Anfang der 70er Jahre haben meine Eltern z. B. ein Haus gebaut. Da hab' ich auch die ganze Elektrik installiert. Natürlich mit einem

Fachmann zusammen, aufgrund der Lizenzen, ohne die man ja nicht alles machen darf. Wohnungsrenovierungen stehen aber momentan nicht an. Aber bei schönem Wetter gibt es ja auch andere Dinge, mit denen man sich gerne beschäftigt.

Zum Beispiel Fahrrad fahren?

(lacht) Zum Beispiel Fahrrad fahren, ja. Aber ich wollte auch mal wieder regelmäßig schwimmen gehen. Denn Fahrradfahren ist ja im Endeffekt auch eine sitzende Tätigkeit (lacht).

Soweit wären wir auch eigentlich durch. Möchten Sie vielleicht noch etwas in eigener Sache loswerden?

Dass es mir eine sehr, sehr große Freude war hier die ganze Zeit arbeiten zu dürfen. Das war wirklich ein Glück und ich kann mir vorstellen, dass es nicht an allen Instituten so läuft, wie hier. Ich bin ja oft hier und ich war auch immer gerne hier. Das möchte ich einfach betonen. Es hat nie irgendwelche Situationen gegeben, in denen dachte, dass ich hier nicht mehr sein möchte. Das Betriebsklima war von Anfang an gut und auch Meinungsverschiedenheiten haben wir immer gut und fair geregelt. Als Seminar sind wir immer geschlossen aufgetreten. Ich bin sehr dankbar dafür. Insofern war diese Zeit wirklich sehr erfreulich. Und das wird sie ja auch noch bleiben, denn ganz vorbei ist es ja nach diesem Semester auch noch nicht.

Ein letztes noch ganz ab von allem: Wenn Sie es sich aussuchen könnten, ein Tag in dem Leben welcher Persönlichkeit würden Sie gerne mal erleben?

Ich würde gerne – das klingt vielleicht jetzt blöd – einen Tag in der UB an der Information arbeiten. Denn Bibliotheksdienst hat mich immer sehr interessiert. Ich war ja auch, solange ich hier war, Bibliotheksbeauftragter des Seminars und habe auch sehr viel Kontakt zu Kollegen in der UB, und habe auch schon mal zu unserer Fachreferentin gesagt: „Hör mal, deinen Job möchte ich auch gern ein paar Tage machen.“ Jetzt nicht, weil ich ihn besonders leicht finde oder glaube, er sei mit wenig Arbeit verbunden, sondern weil es einfach auch interessant ist, wenn man mit mehreren Fächern zu tun hat, nicht nur mit der Klassischen Philologie.

Und in der Antike?

Das kann ich auf Anhieb gar nicht so beantworten. Auf jeden Fall nicht im militärischen Bereich. Vielleicht als Philosoph mal einen Tag in den Resten der Athener Stoa mich bewegen und den ganzen Tag nur mit Freunden und Kollegen irgendetwas bereden.

„Wir wollen die Mischwesen in der Popkultur betrachten“

Ein Interview mit Burkhard Reis und Manuel Baumbach über die Veranstaltungsreihe „Mischwesen“ im *BlueSquare*

VON STEFAN ANTRECHT

Der Verein der *Freunde der Klassischen Studien an der Ruhr-Universität Bochum e.V.* veranstaltet im kommenden Frühjahr (Termine: 13.03., 10.04., 08.05., 12.06., 10.07.2018) zum ersten Mal eine Vortragsreihe im *BlueSquare* der RUB mitten in der Stadt. Der Titel dieser Reihe lautet *Faszination Mischwesen. Zwischen Mythos und Popkultur*. Stefan Antrecht sprach darüber mit dem Vorsitzenden des Vereins, Dr. Burkhard Reis, und mit Prof. Dr. Manuel Baumbach vom Seminar für Klassische Philologie.

Antrecht: Lieber Burkhard, lieber Herr Baumbach, der Verein wählt als Veranstaltungsort für seine Vorträge meistens die Kunstsammlungen auf dem Campus der RUB. Hat nun der Veranstaltungsort *BlueSquare* im Zentrum der Stadt eine besondere Bedeutung für die Themenwahl der geplanten Reihe?

Reis: Wir haben uns mit dem Vorstand, Herrn Baumbach und Herrn Bärtschi als Vertretern des Seminars zusammengesetzt und darüber diskutiert, wie wir diese Location in der Stadt bespielen wollen. Frau Daza vom *BlueSquare* hatte uns bestätigt, dass dort mit einem anderen Publikum zu rechnen sei als hier an der Universität. Es sollte also ein spezielles Thema her. Es standen z. B. aktuelle politische Themen zur Debatte oder eine Reihe über die großen Klassiker der antiken Literatur. Wir wollten aber weder ein explizit bildungsbürgerliches Thema setzen noch eines, das eventuell in hitzige und unsachliche Kontroversen abgleiten kann, wie man es seit einiger Zeit aus den sozialen Medien kennt. Das Thema *Mischwesen* wurde schließlich von Herrn Baumbach eingebracht, der sich in seiner Forschung aktuell damit befasst. Wir versprechen uns davon, dass dieses Thema ohne spezielle Referenz auf die Antike im Titel ganz andere Leute ansprechen kann, die damit nicht klassische Bildungsinhalte verbinden, sondern hybride Gestalten, die sie aus anderen Kontexten kennen, z. B. aus der Popkultur, und die Lust haben an einer bestimmten Art der Grenzüberschreitung – was in diesen Mischgestalten von Mensch und Tier immer gegeben ist, nämlich die Überschreitung der Art-Grenze von Mensch zu Tier. Wir wollen eben versuchen, ein Publikum anzusprechen, das sonst vielleicht nicht den Weg zum Campus findet.

Baumbach: Wir wollen die Mischwesen in der Popkultur betrachten. Und Popkultur – wo populäre, also aus dem Volk (lat. *populus*) kommende, im Volk verbreitete Kultur ihren Platz hat – findet man natürlich eher dort, wo das Volk sich aufhält, d. h. in der Stadt und nicht an einer Universität oder in den Kunstsammlungen. Deswegen ist der *BlueSquare* ein idealer Ort, um ein Thema, das mit Popkultur zu tun hat, dort zu verhandeln, zu präsentieren und zu diskutieren, wo das Volk unterwegs ist.

Antrecht: Stichwort „das Volk“ – es lässt sich derzeit ein schnellerer gesellschaftlicher Wandel ausmachen als in früheren Jahrzehnten, vor dessen Hintergrund das Fach Griechisch unter einem gewissen Rechtfertigungszwang steht. Früher hat es eine kulturelle Deutungshoheit beansprucht. Heute scheint sich die Klassische Philologie in aktuellen gesellschaftlichen Diskursen eher zurückzunehmen, verglichen etwa mit der Soziologie oder künstlerischen Bereichen wie dem Theater. Hat die Klassische Philologie noch die Chance, auf die sich verändernden gesellschaftlichen Verhältnisse zu reagieren, oder wird sie eher weiter aus den Diskursen heraus gedrängt werden?

Baumbach: Eine gute und zentrale Frage für das Selbstverständnis unseres Faches. Natürlich waren wir seit Wilhelm von Humboldt und der Zeit des sog. *Dritten Humanismus* eines Werner Jaeger immer stark in der Gesellschaft präsent. Die Klassische Philologie hat in ihrer Geschichte immer versucht, auch Themen, die die Gesellschaft bewegen, anzusprechen. Das hat sich in der Tat geändert, weil wir, gerade was die Bildung an Schulen angeht, an Boden verloren haben. Latein etwa ist nicht mehr *das* klassische Bildungsfach. Griechisch z. B. hat eine immer geringere Nachfrage. Wir haben aber etwas anzubieten, was viele andere Fächer nicht haben und was uns modern macht. Denn die Antike war eine globalisierte Welt. Mit dem Römischen Reich haben wir ein Weltreich, in dem viele unterschiedliche kulturelle Einflüsse ihren Platz hatten. Nehmen wir beispielsweise das Ringen um kulturelle Identität im Römischen Reich, Fragen der Akkulturation, weltumspannende wirtschaftliche Vernetzungen, eine *lingua franca*, Medienwechsel in der Produktion und Rezeption von Literatur – die Antike ist, wenn man so will,

PERSONEN AM SEMINAR

ein vergangenes Aushandlungsfeld von Entwicklungen, die wir in einer globalisierten Welt beobachten können. Und die Reflexionen darüber sind ein Mittel, um bestimmte Fragen der Moderne neu anzustoßen. Ein gutes Beispiel ist die Ethik: Fragen der Toleranz anderen religiösen Gruppen gegenüber. Nehmen Sie das *Pantheon*, wo man viele Götter integriert hatte, einfach um nicht zuletzt allen Bevölkerungsgruppen ein Identifikationsangebot zu machen, z. B. den Umgang mit Flüchtlingen (etwa in den *Hiketiden* des Aischylos) oder die zahlreichen Abhandlungen zur verantwortungsvollen Lebensführung des Menschen als *zoon politikon*. Eine gewisse Offenheit gegenüber dem Fremden, den nicht die gleiche Sprache Sprechenden. Im Übrigen ist das Studium der Klassischen Philologie ein ganzheitliches Studium. Wir haben ein Studium, zu dem neben der Literatur die Kunst, die Geschichte, die Religion, die Philosophie gehört. Wir stellen gezielt Fragen nach dem Menschen in der Gesellschaft und seinen kulturellen Errungenschaften, die man sich auch heute wieder stellen muss, wenn man danach fragt: Was macht Europa aus und wie offen soll man dem Fremden gegenüber sein? Wir wollen auf die Leute zugehen und sagen: Was wir aus der Antike haben, ist relevant für diese Fragen. Die Beschäftigung mit der Antike ist weiterhin traditionsgebunden, es ist aber gleichzeitig auch aktuell in vielerlei Hinsicht.

Antrecht: Aber noch einmal nachgehakt: Ist es nicht so, dass sich das Theater „unserer“ Sujets annimmt – in Bochum, Düsseldorf und Hamburg läuft in dieser Spielzeit die *Orestie*, im letzten Jahr waren es die *Schutzbefohlenen* von Jelinek/Aischylos –, diese Stücke kreativ umformt und so Position beziehen kann, während die Altphilologen als gründliche Kenner dieser Stoffe nur danebenstehen und zuschauen? Ohne eigene Stellungnahme?

Reis: Eine Möglichkeit ist ja, sich bewusst einer politischen Polarisierung zu entziehen. Wir können natürlich gerne, wenn wir nachgefragt werden, etwas über die Texte sagen, über den Wortlaut und die ursprünglichen Aufführungsbedingungen. Wir finden es aber legitim, dass die Theaterleute diese Texte auf ihre Weise ausdeuten. Schließlich bringen die Texte als Kunstwerke diese Offenheit mit sich. Für uns bleibt es großartig zu sehen, dass ein Stück wie die *Orestie* nach wie vor auf den Spielplan gesetzt wird. Das ist ein Stück Hochkultur. Aber auch die Popkultur bedient sich bei den antiken Stoffen. So etwas wie die *Odyssee* wird alle paar Jahre neu verfilmt. Und die Macher dieser Werke informieren sich, wenn sie es fundiert machen wollen, bisweilen bei den Experten, und das sind dann eben wir. In der englischsprachigen Welt scheint der Austausch zwischen Fachwissenschaftlern und Kulturschaffenden in dieser Hinsicht offener zu sein als bei uns.

Baumbach: Es ist natürlich auch eine Chance, wenn man unsere Stücke anders interpretiert, anders funktionalisiert und von Fächern inszenieren lässt, die nicht primär mit der antiken Kultur und ihren Entstehungsgründen zu tun haben. Dadurch werden unsere Inhalte weiter transportiert, ihr Potenzial wird sichtbar. Wir lernen auch mehr über die antiken Stücke, je mehr sie rezipiert, bearbeitet und verändert werden. Klassische Philologen können sich an solche Inszenierungen „andocken“ und dem Publikum auch die antike Perspektive wieder näherbringen. Wir müssen in die Theater, die Feuilletons, die Radiostationen gehen und uns an dem kulturellen Diskurs beteiligen. Wir sollten aber nicht besserwisserisch auftreten, sondern uns fragen, wo wir ein Wissen anbringen können, das für die anderen auch interessant ist. Sich nicht überall einzumischen ist – da stimme ich Burkhard Reis zu – auch eine Tugend.

Antrecht: Auch die mythologischen Mischwesen sind, wenn nicht gar Erzeugnis der Kunst, doch zumindest Gegenstand künstlerischer Umformung und Weiterbildung. Wo liegen die populären Anknüpfungspunkte? Inwiefern sind diese Kunsterzeugnisse einer modernen Gesellschaft und Popkultur noch zugänglich?

Baumbach: Antike Mischwesen sind natürlich vornehmlich in Computerspielen, in Filmen oder Erzählungen wie *Percy Jackson* zu finden, wo man versucht, die antiken Mythen in einer gebrochenen Form mit der modernen Welt zu verbinden. Dort haben sie in der Popkultur ihren Platz. Auch beim Karneval sieht man in Umzügen groteske, hybride Wesen, allerdings in der Regel ohne direkten Bezug auf antike mythische Gestalten. In der Ikonographie ist bis heute der Teufel als eine Art Mischgestalt präsent, als eine Pan-Figur mit Hörnern. Man denkt beim Teufel nicht an Mischwesen, aber es wird jedenfalls mit diesen Mensch-Tier-Symbolen gespielt. Mit Blick auf die Vortragsreihe wollen wir das, was ein Mischwesen ausmacht, das Hybride, das Aufbrechen des Normalen, Vertrauten, die andere ästhetische Wahrnehmung, dort in die Diskussion hineinbringen, wo es vielleicht durch die genannten Beispiele noch präsent ist, aber nicht unbedingt jedem gleich vor Augen steht.

Reis: Mischwesen sind ein kulturwissenschaftlicher Zugang zu Facetten einer modernen Welt. Sie könnten allerdings auch in kontroverse gesellschaftliche Debatten hinein führen, wenn man sie in Bezug zu neuen Technologien versteht wie etwa Reproduktionsmedizin und Bioengineering. Auch die verschiedenen Identitäten, die jemand im virtuellen Raum annehmen kann, sind ein weiterer Aspekt. Es gibt Theoretiker, die sagen, allein dadurch, dass wir heute ständig unsere

Smartphones benutzen, stellt das schon eine Extension unseres Körpers in den virtuellen Raum dar, und wir seien dadurch schon selber zu Mischwesen geworden mit einem nichtbiologischen Zusatz, der uns ständig begleitet. Ob die Vortragenden unserer Reihe tatsächlich solche Bezüge herstellen werden, weiß ich nicht. Aber das würde natürlich dann wieder ethische Fragen aufwerfen und wäre insofern doch politisch.

Antrecht: Noch einmal mit Blick auf das mögliche Publikum: Mischwesen werden den einen fremd sein, den anderen bekannt aus Film, Fantasy-Roman oder Computerspiel. Was bedeuten Mischwesen für den Rezipienten? Sind sie – auch in der Antike – bloße realitätsferne Fantasie? Oder stehen sie metaphorisch, bzw. der sie umgebende Mythos allegorisch für etwas ein? Beispielsweise für eine Kritik an menschlichen Verhaltensweisen?

Baumbach: Mit Blick aufs Publikum: Wir wollen Leute ansprechen, die schon einmal Kontakt mit Mischwesen hatten. Die Jüngeren können sich angesprochen fühlen durch die Art und Weise, wie sie Mischwesen bislang kennengelernt haben, z. B. über die *Percy-Jackson*-Romane; den Älteren werden Mischwesen wie die *Sirenen* oder die *Kentauren* noch etwas sagen. Wir fragen dann: Was leisten diese Wesen und warum leisten sie das auch in die Breite der Popkultur hinein? Die Mischwesen sind – auch in der Antike – natürlich nie Figuren gewesen, die in der Realität gewirkt haben, sondern sie waren immer Teil des Mythos und damit – heute würde man sagen – Teil einer virtuellen Realität. Es findet immer auch ein Eintritt in eine andere, in eine konstruierte, vielleicht auch tradierte Welt statt, die mit den Gesetzen der unsrigen Welt nicht kompatibel ist. Man muss sich einlassen auf etwas, was man so nicht kennt und auch nicht unbedingt versteht. Das kann man als Chance begreifen, insofern man in dem Heraus-treten aus unserer und dem Hereintreten in die Welt des Mischwesens wieder neue Perspektiven gewinnt. Das Mischwesen zeigt neue Qualitäten und Fähigkeiten auf, ungewohnte Lebensräume und Verhaltensweisen. Es zwingt uns damit zum Perspektivwechsel. Und wenn man mit dem Mischwesen als Figur, als Allegorie für einen Diskurs, der dahintersteht, arbeitet, dann kann man Fragen neu stellen, Sachverhalten neu betrachten. Damit die Leute sich darauf besser einlassen können, werden wir mit Visualisierungen, Bildern und Filmausschnitten, aber auch Beispielen aus der Musik arbeiten; wir werden auch die Texte, in denen die Wesen beschrieben werden, auf den Zuhörer wirken lassen. Wir hoffen, dass der Zuhörer/Zuschauer am Ende beides hat: Dass er eine ästhetische Erfahrung gemacht hat, die es in der Alltagswelt nicht

gibt: man geht in einen Raum und begegnet dort einem Mischwesen. Und dass er sich dann die Frage stellt: Was kann diese Begegnung mit dem Hybriden jenseits der ästhetischen Erfahrung noch bedeuten? Wir möchten unseren Zuhörern über die Allegorese verschiedene Interpretationsangebote mitgeben. Auch werden zudem alle Vortragenden an besonders wirkmächtigen Beispielen die Rezeptionsgeschichte im Sinne der Freilegung einer möglichen Bedeutung beleuchten. Jeder Leser hat seinen eigenen Zugang. Dieser ändert sich durch die Jahrhunderte. Aber jeder neue Zugang hat das Potenzial, Bedeutung freizulegen, und je mehr Zugänge zu einem Mischwesen man kennenlernt, umso bereicherter geht man nach der Veranstaltung heraus.

Antrecht: Burkhard, als Appetizer kannst Du uns vielleicht ein populäres Mischwesen nennen, das Dir auf Anhieb einfällt, abseits von den Wesen, die die Vortragsreihe behandelt.

Reis: Aus dem Superhelden-Genre wäre z. B. *Spider-Man* zu nennen, ein Mischwesen, das glaube ich durch einen Unfall die Fähigkeiten einer Spinne hat, sich abseilen und herumklettern kann. Soweit ich weiß, hat er dann in den Filmen mit seinen eigenen Identitätsproblemen zu tun. Das fiel mir aus dem Bereich des Blockbuster-Kinos ein. Man könnte aber auch einen Stephen Hawking nennen, der in Fernsehserien auftritt und sich zum Teil selbst spielt und sich gewissermaßen selbst als Objekt der Popkultur betreibt. Er durchmisst sozusagen mit seiner Geistesgröße das Weltall, während man ihn aber aufgrund seiner Behinderung nur noch mit der Computerstimme sprechen hört. Damit wirkt er auf mich fast wie ein Mischwesen zwischen Mensch und Maschine.

Antrecht: Abschließend zum äußeren Rahmen der Veranstaltungsreihe: Wie lange dauern die einzelnen Vorträge etwa und wie viele Zuschauer finden im *BlueSquare* Platz?

Baumbach: Die ganze Veranstaltung dauert jeweils 90 Minuten, davon der Vortrag 50 bis 60 Minuten, und dann bleibt eine halbe Stunde Zeit für eine anschließende Fragerunde. Laut Angaben des *BlueSquare* finden 80–100 Leute Platz und wir hoffen natürlich, dass die Menschen zahlreich kommen.

Antrecht: Lieber Burkhard, lieber Herr Baumbach, vielen Dank für das Interview. Wir sind gespannt, was uns im *BlueSquare* erwartet und freuen uns schon auf den Frühling.

Ausgezeichnet für's Lebenswerk

Prof. Dr. Hellmut Flashar erhält den Werner-Jaeger-Preis

EIN BERICHT VON TIM RESCHOP

Am 7. Oktober 2017 wurde in Nettetal der Werner-Jaeger-Preis im Rahmen des zweiten Werner-Jaeger-Symposiums für Verdienste im Bereich der Altertumswissenschaften verliehen. Prof. Dr. Hellmut Flashar (88) aus Bochum wurde für seine Verdienste um die Klassische Philologie mit diesem Preis ausgezeichnet.



Klaus Kaiser, Parlamentarischer Staatssekretär im NRW-Kultusministerium, bezeichnete in seinem Grußwort zum Werner-Jaeger-Symposium 2017 den Einsatz der Stadt Nettetal für den Erhalt des Kulturerbes des Altphilologen Werner Jaeger im Angesicht der Vernachlässigung der Geisteswissenschaften in den vergangenen Jahren als „mutig“.

Am 7. Oktober wurde das vor drei Jahren zu Ehren des 1961 verstorbenen Jaeger eingerichtete Symposium zum zweiten Mal in Nettetal mit dem Thema „Philosophie und politische Praxis in der Antike“ abgehalten. Den dabei verliehenen Werner-Jaeger-Preis „für verdiente Wissenschaftler“ überreichte der

Deutsche Altphilologenverband (DAV), die Gesellschaft für antike Philosophie (GANPH) und der Verkehrs- und Verschönerungsverein des Stadtteils Lobberich (VVV), woher Jaeger selbst stammte, an Prof. Dr. Hellmut Flashar aus Bochum. Er erhielt den Preis für sein Lebenswerk.

Der hauptsächliche Forschungsschwerpunkt des ehemals an den Universitäten Bochum und München lehrenden Professors lag in der Griechischen Philosophie, vor allem Platon und Aristoteles. Doch auch nach seiner Emeritierung 1997 engagierte sich Prof. Dr. Flashar weiterhin für die Altertumswissenschaften. So beschäftigte er sich mit der Deutung von antiken Dramendichtungen im modernen Theater. Aktuell befasst er sich mit der Inszenierung der *Orestie* an Schauspielhäusern Bochum und Düsseldorf. Seine Kritik zu den beiden Aufführungen finden Sie in dieser Ausgabe auf S. 29. Dass seine behandelten Themengebiete sehr breit gefächert sind, zeigt weiterhin seine Buchveröffentlichung „Hippokrates. Meister der Heilkunst“ im Jahre 2016.

Daher entschied die Jury, dass Hellmut Flashar „als großer international renommierter Wissenschaftler und Lehrer“, der „ganz in der Tradition Werner Jaegers“ stehe und „der den Alten Sprachen und ihrer Vermittlung in Universität und Schule tief verbunden war“ den Preis „für verdiente Wissenschaftler“ erhalten soll. Auch der VVV Lobberich-Vorsitzende Christian Weisbrich lobte die Jury für eine „gute Wahl im Geiste Werner Jaegers“. Den Preis für Nachwuchswissenschaftler erhielt Wei Cheng für seine Dissertation „Pleasure and Pain in Context: Aristotle's Dialogue with his Predecessors and Contemporaries“.

Sudoku

			1	9	6	8	5	7
				4				
		9	7			4		
			2			9		
1					3	7	6	
9					1		8	3
4		6			2	3	7	9
5	2		8		9	1		6
			4	6	7			8

Erstellt mit www.kompf.de von Ayse Topcu

Lösungen zur 5. Ausgabe

Arma virumque cano

V	VIII	III	I	VI	VII	IX	II	IV
VII	IV	I	VIII	IX	II	III	VI	V
IX	VI	II	V	III	IV	VII	I	VIII
III	IX	VI	VII	V	VIII	I	IV	II
IV	I	VIII	IX	II	VI	V	III	VII
II	V	VII	IV	I	III	VIII	IX	VI
VI	III	V	II	VII	IX	IV	VIII	I
I	II	IV	III	VIII	V	VI	VII	IX
VIII	VII	IX	VI	IV	I	II	V	III

GLADIUS
HASTA
ONAGER
PARMA
PILUM
PLUMBATA
PUGIO
SCORPIO
SCUTUM
TRIBUNUS

```

+ + + + + + + + + + + + + + + + + + P O + +
+ + + + + + + + + + + + + + + + + + + I + + +
+ + + + + + + + + + + + + + + + + + P L + + +
+ + + + + + + + + + + + + + + + + + R + U + + +
O + + P + + + + + + + + + + O + + M + + +
+ N + + A + + + + + + + + C + + + + + + +
+ + A + + R + + + + + + + S C U T U M + + +
+ + + G + + M + + + + + + + + + + + + + +
+ + + + E + + A + + + + + + + + + + + +
+ + + + + R + + + + + + + + + + + + + +
+ + + + + A + + + + + + + + + + + + + +
T + + + + T + + + + P L U M B A T A G +
+ R + + S + + + + + + + + + + + + + L +
+ + I A + + + + + + + + + + + + + A +
+ + H B + + + + + + + + + + + + + D +
+ + + + U + + + + + + + + + + + + + I +
P U G I O L + + + + + + + + + + + + + U +
+ + + + + U + + + + + + + + + + + + S +
+ + + + + + S + + + + + + + + + + + +
+ + + + + + + + + + + + + + + + + +
    
```

Cruciverbium

Vertikal:

1. Sellerie, 2. Mechanismus von Antikythera, 3. Rhind, 5. Sirou

Horizontal:

4. Homerisches Gelächter, 6. Belisarios, 7. Vespasian, 8. Sappho, 9. Memnonkolosse, 10. Tricacus

Einzeltermine bis zum 15.07.2018

QUIS?	QUID?	QUANDO?
Blue Square, Seminar für Klassische Philologie, Freunde der Klassischen Studien an der RUB e. V.	Veranstaltungsreihe: Faszination Mischwesen	
	Prof. Dr. Manuel Baumbach (Bochum): Sirenen	Dienstag, 13.03.2018, 18–20 Uhr
	Prof. Dr. Peter von Möllendorff (Gießen): Medusa	Dienstag, 10.04.2018, 18–20 Uhr
	Dr. Arnold Bärtschi (Bochum): Kentauren	Dienstag, 08.05.2018, 18–20 Uhr
	Prof. Dr. Nicola Hömke (Rostock): Werwölfe	Dienstag, 12.06.2018, 18–20 Uhr
	Prof. Dr. Markus Janka (München): Minotauros	Dienstag, 10.07.2018, 18–20 Uhr
Kölner Saturnalisten	Kölner Saturnalien 2018	Freitag, 26.01.2018, 20 Uhr
Lateinische Theater-AG der Universität zu Köln	Plautus' <i>Miles gloriosus</i>	Der Termin wird noch bekanntgegeben, siehe: https://de-de.facebook.com/pg/lateinische.theatergruppe/about/?ref=page_internal oder http://ifa.phil-fak.uni-koeln.de/33095.html
Düsseldorfer Schauspielhaus	Die <i>Orestie</i> – Tragödie von Aischylos Regie: Simon Solberg	Mittwoch, 28.02.2018, Dienstag, 06.03.2018, Mittwoch, 21.03.2018, Mittwoch, 25.04.2018 jeweils 19:30–21:30 Uhr; weitere Termine werden auf der Homepage des Theaters bekannt gegeben
Schauspielhaus Bochum	Die <i>Orestie</i> von Aischylos Regie: Lisa Nielebock	Premiere am Sa., 18.11.2017, 19:30 Uhr; weitere Termine werden auf der Homepage des Theaters bekannt gegeben

UBI?

Blue Square
Kortumstr. 90
(Eingang Passage Voswinkel / Fotobox)
44787 Bochum

CUR?

Ob hundertarmige Riesen, einäugige Kyklopen, Werwölfe, lüsterne Kentauren, geflügelte Sirenen, phantastische Pferdegeier, die schlangenköpfige Medusa, der bocksbeinige Pan, die rätselhafte Sphinx oder der menschenfressende Minotaurus – seit der Antike bevölkern Mischwesen die antike Kunst und Literatur. Die Vorlesungsreihe stellt ihre mythischen Ursprünge vor und legt anhand ausgewählter Beispiele aus der Rezeption in Literatur, Kunst, Musik, Film und Computerspiel besonders wirkmächtige Funktionalisierungen offen. Begegnungen mit Mischwesen sind Grenzerfahrungen, bei denen Aspekte der Faszination, Ästhetik und Hybridisierung eine zentrale Rolle spielen. Trauen Sie sich!

Hörsaalgebäude der Universität zu Köln
Universitätsstraße 35
50931 Köln

Wie alle Jahre, so führen auch 2018 wieder Studierende der Universität zu Köln im Geiste der römischen Saturnalien ein selbstgeschriebenes Stück auf, in dem die DozentInnen auf die Schippe genommen werden.

Studiobühne der Universität zu Köln
Universitätsstraße 16a
50937 Köln

Eine einmalige Chance, Plautus' *Miles gloriosus* in lateinischer Originalsprache (mit deutschen Übertiteln) zu erleben!

Central
Große Bühne
Worringer Straße 140
40210 Düsseldorf

Der antike Theaterdichter Aischylos erlebte in seiner Jugend den Untergang der Tyrannis und die Geburt der frühen Demokratie in Griechenland. Dieser zivilisatorische Bruch ist Thema der »*Orestie*«. Regisseur Simon Solberg, der zu packend und heutig große Stoffe behandelt und der u. a. in Frankfurt, Berlin und Köln inszeniert, sucht im antiken Drama weniger die göttliche als die menschliche Dimension und interpretiert es vor dem Hintergrund einer Welt, in der die europäische Idee der Demokratie – 2.500 Jahre nach ihrer Erfindung – vielerorts vor einer Zerreißprobe steht.

Kammerspiele
Königsallee 15
44789 Bochum

In der einzigen erhaltenen Trilogie der Antike erzählt Aischylos von der Emanzipation des Menschen von göttlicher Willkür. Die bedeutende Tragödie, die erstmalig in Bochum aufgeführt wird, zeigt, dass Recht und Demokratie nicht selbstverständlich sind. Ob als Familie oder als Gesellschaft: Jede funktionierende Gemeinschaft ist von der Fähigkeit zur Vergabung abhängig.

Regelmäßige Termine im Sommersemester 2018

QUIS?	QUID?	QUANDO?	UBI?
Alte Geschichte (Griechisch) / Klass. Philologie (Gräzistik) / Archäologische Wissenschaften	Interdisziplinäres Kolloquium zur Griechischen Antike	14-tägig im Wechsel, Dienstag, 16 – 18 Uhr	RUB, GA 5/29
Philosophie der Antike und des Mittelalters/Klass. Philologie (Gräzistik)	Colloquium in Ancient Philosophy		
Alte Geschichte (Römisch)	Forschungskolloquium zur Alten Geschichte	Donnerstag, 16–18 Uhr	RUB, GA 5/29
Archäologische Wissenschaften	Forschungskolloquium „Neue Funde & Forschungen“	Donnerstag, 18–20 Uhr	Hörsaal des Instituts für Archäologische Wissenschaften (Am Bergbaumuseum 32)
Kunstgeschichtliches Institut, Prof. Dr. Cornelia Jöchner; Klass. Archäologie, Prof. Dr. Christof Berns	Vorlesung: Metropolitane Zwischenräume Roms	Donnerstag, 10–12 Uhr	Raum wird in eCampus und auf der Seite des Kunstgeschichtlichen Instituts bekannt gegeben.
Kunstgeschichtliches Institut, Prof. Dr. Cornelia Jöchner	B.A.-Hauptseminar/M.A.: Villegiatura und Villennarchi- tektur des 15. und 16. Jh.s	Dienstag, 16–18 Uhr	GA 04/149
Kunstgeschichtliches Institut, Prof. Dr. Cornelia Jöchner	B.A.-Hauptseminar/M.A.: Bernini – Borromini: Architektur im Vergleich	Mittwoch, 16–18 Uhr	GA 6/62 Sammlungsraum
Kunstgeschichtliches Institut, Prof. Dr. Ulrich Rehm	Vorlesung: Klassische Mytho- logie in der bildenen Kunst des Mittelalters, Teil II	Donnerstag, 12–14 Uhr	HGA 30
Institut für Theaterwissenschaft, Prof. Dr. phil. Jörn Etzold	Seminar: Ödipus	Dienstag, 10–14 Uhr	GABF 05/608

Erstellt von Julia Jennifer Beine

Nexus wants you!

Call for Papers

Du möchtest deine Hausarbeiten nicht nur fürs heimatliche Bücherregal schreiben?
Du sprühst vor Ideen und hast Lust, über ein spannendes Thema zu schreiben?
Du hast einen spannenden Film gesehen oder ein fesselndes Buch mit Antikebezug gelesen?
Dann bist du bei uns genau richtig!

Und so einfach geht's:

Ran an den PC und losgetippt.
Anregungen, Tipps und unseren Leitfaden zum Schreiben eines *Nexus*-Artikels findest du auf unserer Homepage www.ruhr-uni-bochum.de/fr-klassphil/nexus/index.html.
Schick uns deinen Artikel für die nächste Ausgabe bis zum 01.05.2018 an nexus@rub.de.
Wir freuen uns auf deinen Beitrag!
Bei Fragen und Anregungen könnt ihr uns gerne persönlich (GB 2/147) oder per Mail kontaktieren.

Call for Members

Du interessierst dich für die journalistische Aufbereitung der Antike?
Dann besuch das *Nexus*-Team, schau hinter die Kulissen und bring deine Ideen ein!
Sammele bei uns erste Erfahrungen im Journalismusbetrieb und lerne mögliche Berufsfelder kennen.

Im SoSe 2018 wird außerdem im Modul Altertumswissenschaft der Klassischen Philologie eine Sachübung angeboten, in der du journalistische Grundlagen lernst und im Rahmen von *Nexus* in die Praxis umsetzt, *Vermittlung antiker Inhalte in Wissenschafts- und Kulturjournalismus*. Im Optionalbereich gibt es ein gleichnamiges inSTUDIES-Modul, das sich aus der Sachübung und einer Exkursion zusammensetzt. Nähere Informationen findest du im Vorlesungsverzeichnis. Vielleicht bist du ja dabei?

Wir freuen uns immer über neue Gesichter! Kontaktiere uns einfach per Mail (nexus@rub.de) oder persönlich (GB 2/147), lerne die *Nectentes* kennen und werde Teil des *Nexus*-Teams.

KORREKTUREN

Liebe Leserinnen und Leser,

zuletzt möchten wir an dieser Stelle noch folgende Korrektur zur fünften Ausgabe anbringen
(kein Anspruch auf Vollständigkeit):

S. 8 (linke Spalte, Mitte, Anfang des Absatzes): *mulipertita* statt *multiptertita*

Wir möchten uns im Namen der gesamten Redaktion für diesen Fehler entschuldigen. Wenn Euch diese Ausgabe gefallen hat, Ihr Anmerkungen oder Verbesserungsvorschläge habt, dann schreibt uns Euer Feedback einfach an nexus@rub.de.

Wir freuen uns.

Bis zur nächsten Ausgabe,

Eure *Nexus*-Redaktion



gefördert vom Projekt
inSTUDIES



im Rahmen des
Qualitätspakts Lehre



an der

RUHR
UNIVERSITÄT
BOCHUM **RUB**